Band 827 ● 2,00 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

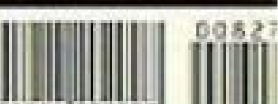
Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Rosenfluch

Band 827 ● 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Der Rosenfluch

John Sinclair Nr. 827

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 10.05.1994

Titelbild von Paul Lehr

Sinclair Crew

Der Rosenfluch

Das Bild war mit düsteren Farben gemalt. Die Blüten eines Blumenstraußes ragten aus einer Art Eimer. Es waren Rosen – aber keine mit schönen Farben –, sie waren von einem schmutzigen Grünbraun. Nur eine Rose nicht. Es war die Blume in der Mitte. Ihre Blüte leuchtete in einem hellen Blau. Doch da gab es Flecken auf den Blütenblättern, dunkle Flecken, die rot schimmerten. Rot – die Farbe des Blutes!

Eine Bewegung war im Hintergrund des Bildes. Dort erschien plötzlich eine gelbliche Knochenhand, die einen Dolch mit langer, schmaler Linie umklammert hielt. An ihr klebte Blut, als wäre sie erst kurz zuvor aus einer Wunde gezogen worden. Die Klaue wanderte höher. Sie und die Dolchklinge schwebten plötzlich über den Rosen. Dann jagte sie nach unten!

Der Wind war frisch und kalt geworden, das spürte Bill Conolly, als er aus dem Porsche kletterte. Sheila, seine Frau, war schon ausgestiegen und schnürte den beigebraunen Wintermantel in Höhe der Taille zusammen.

Dann deutete sie auf das Haus, das inmitten eines Vorgartens lag, durch den bunte Blätter trudelten, die der Wind von den Bäumen gerissen hatte.

Es roch nach Vergänglichkeit, altem Laub, feuchter Erde – eben nach November, obwohl der Oktober erst einige Tage alt war. Sie runzelte die Stirn und wartete, bis ihr Mann sie erreicht hatte. »Ich hoffe, dass die gute Bea uns keinen Bären aufgebunden hat.«

Bill schüttelte den Kopf. »So etwas kann man nicht erfinden, Sheila. Das ist unmöglich.«

»Meinst du?«

»Da bin ich mir sicher.« Bill öffnete das Tor. Er hatte seinen Porsche nicht auf der Garagenzufahrt abgestellt, weil er niemanden zuparken wollte. Am Rand der Straße war Platz genug, und als er durch den Vorgarten schritt, hatte er den Eindruck, sich etwas Unfassbarem und Unheimlichen zu nähern.

Es lag sicherlich nicht an den Mauern des alten Hauses, sie war nun mal düster, allein durch das Alter bedingt, nein, er spürte, dass etwas hinter diesen Mauern lauerte und so viel Kraft besaß, sie zu durchdringen und ihm das ungute Gefühl einzupflanzen.

Sie durchquerten einen herbstlichen, fast schon winterlichen Garten. Es hatte schon den ersten Bodenfrost gegeben. Er hatte die Natur mit einer Schicht aus Raureif bedeckt und dafür gesorgt, dass sich das alte Laub noch mehr zusammenkrümmte. Es war hart geworden. Beide spürten es unter ihren Schuhsohlen, wenn es knisterte.

Das Astwerk der Bäume erinnerte sie an dunkle Skelette, aber der hohe Himmel war wunderbar. Er lag über ihnen wie gezeichnet. Kaum eine Wolke bedeckte ihn, und die fahle Wintersonne stand so tief wie ein herabgezogenes Auge.

Ihre Ankunft war bereits bemerkt worden, denn vor dem Erreichen der Haustür wurde diese von innen geöffnet. Ein Hausmädchen begrüßte sie höflich und bat sie, noch für einen Moment Platz zu nehmen, weil die Hausherrin noch beschäftigt war.

»Wir sind auch etwas früh«, sagte Bill.

»Darf ich Ihnen was zu trinken bringen?«

Beide lehnten ab.
Das Mädchen lächelte und verschwand.
Die Conollys schauten sich um. Sie saßen in einer Diele oder einem Vestibül. Es war mit dunklen Möbeln eingerichtet, die aber wegen der hellen Wände nicht weiter störten. Auch die Decke war hell gestrichen worden.
Ein breiter Gang führte zu anderen Räumen hin. Wo sie lagen, konnten die Conollys nicht erkennen, weil ihnen eine zweiflügelige verschlossene Tür die Sicht nahm.
Sie schauten sich an, lächelten und benahmen sich wie alle Leute, die irgendwo fremd waren, sich deshalb ein wenig unwohl fühlten und darauf warteten, dass sie abgeholt wurden. Keiner von ihnen sprach. An der Wand hing eine Uhr. Ihr leises Ticken schien sich den Schlägen ihrer Herzen anzupassen.
Andere Geräusche waren nicht zu hören. Keine Stimmen, keine Tritte, sie fühlten sich wie in einem großen Grab, in dem sich die Stille des Todes ausgebreitet hatte.
Bill räusperte sich einige Male, was Sheila mit einem Lächeln quittierte.
»Diese Bea Quentin ist schon etwas seltsam, nicht wahr?« Bill hatte leise gesprochen, als könnte er durch irgendwelche Lauscher abgehört werden.
»Ich weiß es nicht.«
»Sie hat sich doch an dich gewandt.«
»Ja, das stimmt.« Sheila nickte. »Ich habe sie bei dieser Schrothkur kennen gelernt, aber wie gut kennt man einen Menschen nach einer Woche, frage ich dich?«
»Nicht gut.«
»Eben.«
»Sie hat sich an dich erinnert.«
»Klar, wir waren ja einige Tage zusammen und haben nicht nur über uns gesprochen. Auch du und dein Beruf sind ein Thema gewesen. Sie weiß, dass du dich für ungewöhnliche Dinge interessierst und immer darauf erpicht bist, sie aufzuspüren. Aber frag mich bitte nicht noch einmal, was sie uns präsentieren will. Ich weiß es nämlich nicht. Am Telefon habe ich zwar mit ihr gesprochen, da aber hat ihre Stimme ziemlich normal geklungen.«
»Dann kann das so unnormal nicht gewesen sein.«
»Ich habe keine Ahnung, Bill. Es ist jedenfalls für die Quentins ein Phänomen, mit dem sie nicht zurechtkommen. Das muss sie wie ein hinterhältiger Schlag erwischt haben. Jedenfalls hatte sie Mühe, den Klang ihrer Stimme normal zu halten. Es kann auch sein, dass sie Beruhigungsmittel genommen hat. Sie wäre bestimmt nicht die erste Frau, die darauf zurückgreift.«

»Jedenfalls will sie uns etwas zeigen.« Bill rieb seine Handflächen gegeneinander. Er hatte den Reißverschluss der Wildlederjacke geöffnet und den Schal nach außen gehängt, denn die wohlige Wärme brauchte er nicht mehr. Er schaute auf die Uhr. Seiner Schätzung nach waren mindestens fünf Minuten vergangen. Allmählich konnte die Herrin des Hauses erscheinen. Er hatte seine Zeit auch nicht gestohlen und wollte nicht länger als nötig in einem fremden Haus hocken.

Sheila hatte ihm kaum Informationen gegeben. So wusste er nicht einmal, womit die Quentins ihr Geld verdienten. Sie mussten sehr wohlhabend sein, denn dieses Grundstück und auch das Haus lagen in einer exponierten Lage nicht weit von Schloss Windsor entfernt.

Bill hatte sich da auf seine Frau verlassen, und als er sie angrinste, zeichnete Unmut Sheilas Gesicht. »Jetzt freust du dich wohl darüber, wie?«

»Was meinst du?«

»Dass wir hier hocken und das Gefühl hast, dass man dich reingelegt hat.«

»Nein, nur so ähnlich.«

Sie hob einen Finger. »Du wirst dich noch wundern, Bill, das glaub mir nur.«

»Hoffentlich.«

Beide unterbrachen ihr Gespräch, weil sie das Geräusch an der Doppeltür gehört hatten: Ein leises Schleifen nur, dann wurde sie aufgezogen und Bea Quentin betrat das Vestibül.

Bill, der sich erhob, sah sie zum ersten Mal und wunderte sich. Sheila hatte ihm die Bekannte aus der Kur nie richtig beschrieben und nur davon gesprochen, dass sie ungefähr im gleichen Alter waren, aber da waren doch sichtbare Unterschiede vorhanden, denn Bea Quentin wirkte wesentlich älter.

Das mochte vor allem an ihrem Haarschnitt liegen, der einfach nicht flott genug war. Sie hatte die schwarze Flut nach hinten gekämmt und sie dort hochgedreht wie zu einer Schnecke. Das mochte einem sehr jungen Mädchen stehen – sie fanden neuerdings die Frisuren aus dem Anfang des Jahrhunderts modern –, aber diese Frau machte es älter. Die Frisur hielt keinen Vergleich zu Sheilas modernem Kurzhaarschnitt aus. Auch das Gesicht der Bea Quentin wirkte älter, weil schmaler und etwas übermüdet.

Sie hatte einen schönen Mund und ein sehr weiches Kinn. Ihre Augen waren dunkel, der Blick flackerte ein wenig, auch dann, als sie lächelte. Die Frau sah aus, als wäre sie mit ihren Gedanken völlig woanders, deshalb passten seiner Meinung auch die Begrüßungsworte nicht so richtig.

»Ich freue mich, dass Sie gekommen sind.« Zuerst reichte sie Sheila die Hand, dann war Bill an der Reihe.

Er spürte einen festen Druck und den prüfenden Blick der Augen auf sich gerichtet. »Sie also sind Bill.«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Sheila hat mir in der kurzen Zeit wahrlich viel von Ihnen erzählt, Mr. Conolly.«

»Bleiben Sie bei Bill.«

»Gern, meinen Namen kennen Sie ja.«

»Das stimmt.«

Bea ließ die Hand des Reporters los, drehte sich halb zu Sheila um und hob die Schultern. »Ich denke, dass ich mich für die kleine Verspätung entschuldigen muss, aber mich hielt leider ein dringendes Telefongespräch davon ab, pünktlich zu sein. Hat Ellen Ihnen nichts zu trinken angeboten?«

»Doch, aber wir lehnten ab.«

»Dann ist es gut.«

Etwas verlegen blieb Bea Quentin stehen. Sie sah aus wie jemand, der nicht so recht wusste, wie er beginnen sollte, und dann zu Überbrückung ihre Gäste bat, doch wieder Platz zu nehmen. Auch sie setzte sich und runzelte die Stirn.

»Ich freue mich jedenfalls, dass Sie gekommen sind und mir bei meinen Problemen helfen wollen.«

»Von denen ich zumindest nichts weiß«, sagte Bill.

»Ja, das stimmt. Auch Sheila ist von mir nicht informiert worden. Deshalb bin ich umso erfreuter, dass Sie sich trotzdem die Zeit genommen haben.« Sie räusperte sich. »Schließlich hätten Sie mich auch vergessen können, Sheila, denn unsere Kur liegt schon einige Monate zurück.«

»So bescheiden dürfen Sie aber nicht sein, Bea. Die Zeit war doch irgendwie toll.«

»Wenn Sie das sagen, glaube ich es.«

»Wo drückt denn der Schuh?« erkundigte sich Bill, der endlich zur Sache kommen wollte.

Bea Quentin hob die Augenbrauen und schaute ins Leere. »Nicht bei mir, Bill, es geht um meine Tochter.«

»Oh.«

»Ja, sie ist noch ein Kind, sie ist elf Jahre alt, und sie hat es erwischt.«

»Ist sie krank?«

»Das kann man so nicht sagen.« Die Stimme der Frau wurde brüchig.

»Aber bitte, man kann es schon als eine Art von Krankheit bezeichnen, wenn Sie so wollen.«

»Was ist denn mit ihr?« wollte Sheila wissen.

»Das werde ich Ihnen jetzt nicht sagen. Sie sollten sich Iris selbst anschauen.«

»Sie ist hier?«

»Natürlich, warum fragen Sie?«

Sheila lächelte. »Weil sie eigentlich in der Schule sein müsste, denke ich mir.«

»Nein, nicht mehr.«

Bill wunderte sich über die Antwort. Sie hatte ziemlich hart geklungen.

Er überlegte schon die ganze Zeit über, wie er diese Person einschätzen sollte, und gelangte zu der Überzeugung, dass Bea Quentin im Laufe des Gesprächs immer stiller geworden war und sich selbst tief in ihre Probleme hineinversenkte.

Sie stand mit einem Ruck auf und strich ihren rehbraunen Pullover glatt, zu dem sie einen weichgrünen Cordrock trug. Auch die Conollys erhoben sich.

»Ich darf vorgehen?«

»Gern«, sagte Bill und warf seiner Frau einen fragenden Blick zu. Doch Sheila hob nur die Schultern, mehr konnte sie nicht tun.

Bea Quentin schritt auf die Doppeltür zu, durch die sie gekommen war.

Sie drückte nur die rechte Seite auf, hielt sie für die Conollys offen.

Dahinter lag ein Zwischenraum, ausstaffiert mit sehr wertvollen Möbeln aus der Zeit des Barock. Bea Quentin öffnete eine Tür an der rechten Seite.

Dahinter lag ein normaler Flur, von dem eine Treppe abzweigte, die nach oben führte. Bill stellte fest, dass dieses Haus im Innern verschachtelt gebaut worden war. Sie wandten sich der Treppe zu und ließen Bea Quentin vorangehen. Auf dem dunklen Holz der Stufen lag ein heller Teppich, der sie in der Mitte wie ein breiter Pfad bedeckte.

Müde stieg Bea Quentin die Treppe hoch. Sie musste sich am Handlauf festhalten. Jeder Schritt schien ihr Qualen zu bereiten.

Am Ende der Treppe wandte sie sich nach links in einen Flur. Seine Wände waren mit einer hellen Blümchentapete bedeckt, ein Zeichen, dass hier die jüngere Generation zu Hause war. An der Wand lehnte ein Fahrrad, auf dessen Gepäckträger eine Puppe hockte. Vor einer hellrot lackierten Tür blieb Bea Quentin stehen.

Sheila lächelte, als sie die Farbe sah. »Sieht hübsch aus, Bea, wirklich.«

»Iris wolle es so.«

An der Tür war ein Spruch befestigt. Das Papier befand sich in einer Klarsichthülle, und Sheila las die Worte halblaut vor. »Eintritt nur für nette Menschen. Verboten für…« Es folgten die Namen einiger Personen, die Sheila nicht kannte.

»Iris war immer ein sehr phantasiebegabtes und fröhliches Kind«, erklärte Bea.

Bill Conolly hatte genau zugehört und erfasst, dass Bea Quentin in der Vergangenheit gesprochen hatte, als wäre ihre Tochter nicht mehr am Leben. Ein leichtes Prickeln erfasste den Reporter, und auch Sheila hatte die Stirn gerunzelt. Sicherlich dachte sie ebenfalls über die Worte nach.

Bea Quentin öffnete noch nicht. Sie rang nach Atem und suchte wohl nach den richtigen Worten. »Was Sie gleich sehen, habe ich bisher keinem fremden Menschen gezeigt, aber ich hielt den Druck nicht mehr aus. Als er zu stark wurde, erinnerte ich mich an Sie, Sheila, und daran, was Sie mir über Ihr Leben erzählt haben. Dass auch Sie mit sehr ungewöhnlichen und manchmal unerklärlichen Dingen konfrontiert worden sind.« Die Frau hob die Schultern. »Damals habe ich darüber lächeln und spötteln können, heute nicht mehr, da betrifft es mich selbst.«

Sie schaute hoch zur Leuchte, die als lächelnder Halbmond unter der Decke hing. »Plötzlich ist alles anders geworden.« Sie gab sich einen Ruck und stieß die Tür auf.

Sie hatte es sehr spannend gemacht und die Conollys auf die Folter gespannt. Weder Bill noch Sheila hatten eine Vorstellung von dem, was sie erwartete, und als sie über die Schwelle traten, sahen sie zunächst kaum etwas, weil das geräumige Zimmer trotz seiner beiden Fenster im Halbdunkel lag. Vor die Scheiben waren dunkle, bis zum Boden reichende Vorhänge gezogen worden.

Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Umgebung. Bea Quentin bat sie, noch für einen Moment zu warten. Auf leisen Schritten ging sie zu einem der Fenster.

Bill und Sheila hörten sehr wohl das Atmen einer weiteren Person. Es erklang von der linken Seite her, wo sie den Umriss eines Betts erkannten.

Dort befand sich eines der Fenster, vor dessen Gardinen sich der Umriss der Frau abhob. Sie hatte den rechten Arm angehoben und zog den Vorhang zur Seite.

Die Conollys lauschten dem leisen Geräusch. Intervallweise wurde es heller, und das helle Licht des Spätherbstes fand seinen Weg ins Zimmer, genau dorthin, wo das Bett stand, in dem eine Person lag, die den Besuchern den Rücken zukehrte.

»Kommen Sie bitte«, flüsterte Bea.

Bill setzte sich als Erster in Bewegung. Er ging mit kleinen Schritten.

Ähnlich wie jemand, der sich nicht traut, auf einen bestimmten Punkt zuzuschreiten. Sheila hielt sich dicht hinter ihm. Bill spürte, dass sie ebenso nervös war wie er.

Bea Quentin hatte den Arm ausgestreckt und war mit der Hand streichelnd über das Haar der im Bett liegenden gefahren, die der Tür den Rücken zudrehte.

Das Kind gab keinen Laut von sich. Es blieb starr liegen, die bunte Decke bis hoch an die Schultern gezogen. Es sah so aus, als wollte es sich verweigern.

Sheila und Bill hatten das Bett erreicht. Dicht davor waren sie stehen geblieben. Auf dem Boden neben dem Bett lagen Bücher, deren Inhalt sich zumeist mit Pferden und Menschen beschäftigten.

Bea beugte sich über das Bett.

»Iris«, flüsterte sie.

Das Mädchen rührte sich nicht.

»Iris, wir haben Besuch. Es sind liebe Menschen. Du solltest sie schon begrüßen.«

»Warum?«

Zum ersten Mal hatte Iris gesprochen. Ihre Stimme klang schwach und war kaum zu verstehen gewesen.

»Es sind liebe Menschen, Iris. Bitte, sag ihnen guten Tag. Sie sind deinetwegen gekommen.«

»Gut, Mum.«

Bea lächelte. Sie weinte zugleich, als sie sich wieder aufrichtete und den Conollys über das Bett hinweg zunickte.

Gleichzeitig bewegte sich ihre Tochter. Recht unwillig, aber sie drehte sich auf die andere Seite. Obwohl Bill noch nichts sah, spürte er den Druck im Magen.

Er stellte fest, dass Iris das gleiche dunkle Haar hatte wie ihre Mutter. Es war lang, durch das Liegen aufgewühlt und leicht struppig geworden.

Sie schaffte die Rolle.

Dann lag sie auf der anderen Seite.

Beide Conollys schauten gegen ihr Gesicht, und beide hatten das Gefühl, in ein Horror-Kabinett geraten zu sein.

Iris schaute sie an.

Das war kein fröhliches, zehnjähriges und normales Mädchen.

Iris Quentin hatte das Gesicht einer uralten Frau!

***

Sheila hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken. Sie hob den Arm und presste die Hand gegen die Lippen, während sie gleichzeitig kalkweiß wurde und den Kopf zur Seite drehte, als wäre der Anblick des Mädchens unerträglich für sie.

Bill war stehen geblieben. Auch er musste sich zusammenreißen und schmeckte den Speichel bitter in seinem Mund. Er hatte schweißfeuchte Hände, die Haut an seinem Hals zuckte, die Kehle war wie zugeschnürt, und vom Magen drückte etwas hoch, das ihm Übelkeit bereitete.

Er hätte am liebsten weggeschaut, doch das wäre bestimmt nicht in

Bea Quentins Sinn gewesen. Sie hatte schließlich beide geholt, damit sie sich den Problemen stellten und ihr halfen.

Bill hatte mit vielen Dingen gerechnet, mit denen er selbst sich nicht auskannte, aber dies hier war so schaurig und furchtbar, dass ihm die Worte fehlten. Wie musste es im Innern der Mutter aussehen, die ein derartiges Kind hatte?

Der Reporter schaute über das Bett hinweg auf Bea Quentin. Sie stand an der anderen Seite wie eine Statue. Aus ihren Augen quollen Tränen und rannen über ihr Gesicht. Sie litt, ihr Mund zuckte, aber sie sagte kein einziges Wort.

Es fiel Bill schwer, sich wieder auf das ›Kind‹ zu konzentrieren. Er hörte, wie Sheila etwas von ihm zurückwich und einige Male ihre Nase hochzog.

Auch er hätte am liebsten geheult, aber er riss sich zusammen und schaute auf das Gesicht, als wollte er sich jede Kleinigkeit genau einprägen.

Natürlich war die Frische der Haut verschwunden. Sie war eingefallen, sehr alt geworden und hatte auch die Farbe gewechselt. Lappige, graue Haut spannte sich über den Knochen, gezeichnet von zahlreichen Furchen und Mulden. Selbst die Lippen sahen aus wie alte Asche und waren nur bei genauem Hinsehen zu erkennen. Die Augen lagen tief in den Höhlen, auch sie zeigten einen sehr alten Ausdruck, aber die Stimme blieb die eines Kindes, wie Bill hören konnte, als Iris ihn plötzlich ansprach und ihn damit überraschte.

»Wer sind Sie?«

Er konnte nicht sofort auf diese simple Frage antworten. Nur mühsam brachte er seinen Vornamen über die Lippen. Dabei sah er, wie sich die alten Lippen des Kindes zu einem Lächeln verzogen.

»Sie sind ein Freund von Mum und Dad?«

»Ja, das kann man sagen.«

Er war mit den Gedanken nicht bei seiner Antwort gewesen, weil er einfach immer wieder über das Gesicht nachdenken musste, das auf diesem Körper wie ein Fremdkörper wirkte. Da passte nichts zusammen, denn unterhalb des Kinns, wo der Hals begann, sah alles so normal aus wie sonst. Unter der Bettdecke bewegte Iris ihren Arm. Bill konnte ihn genau verfolgen, wie er höher kroch, und etwa in Schulterhöhe sah er die kleine Kinderhand.

»Hi, Bill…«

Er drückte die warme Hand. Dabei musste er schlucken und sich immer wieder räuspern.

»Ich finde dich gut.«

»Ich dich auch, Iris.«

»Danke. Stört dich mein Gesicht nicht?«

Die Frage hatte ihn wie ein Hammerschlag erwischt. Er hob die

Schultern und wusste nicht, was er sagen sollte.
»Sei ruhig ehrlich, Bill. Kinder merken immer, wenn Erwachsene anfangen zu lügen.«
»Da hast du Recht.«
»Also…?«
»Es ist schon seltsam«, gab Bill zu. Er hielt noch immer die kleine Kinderhand fest. »Ehrlich, ich bin irgendwie baff. Ich hätte damit nicht gerechnet.«
»Danke.«
»Wofür?«
»Dass du ehrlich zu mir gewesen bist.«
»Das wolltest du doch – oder?«
»Klar.« Iris lächelte. Es war sicherlich innerlich das Lächeln eines normalen Kindes, doch was sich da in dem Gesicht bewegte, glich dem Zucken einer alten Haut, die dicht davor stand, noch weiter zu verwelken. Das genau war es. Iris hatte ein verwelktes Gesicht, vergleichbar mit einer Blume, die ihren Sommer längst hinter sich gelassen hatte und nun dem herbstlichen Sterben entgegentrieb.
»Es ist gut, Iris«, sagte die Mutter. »Sheila und Bill möchten wohl gehen.«
»Wirklich, Bill?«
Der Reporter hob die Schultern. »Wenn deine Mutter es gesagt hat, müssen wir wohl…«
Iris hatte etwas dagegen. »Aber ich habe Sheila noch nicht die Hand gegeben.«
»Das stimmt.«
»Kommst du, Sheila?«
Die Angesprochene nickte. Bill trat zur Seite. Auch Sheila griff nach der Hand des Mädchens und hielt sie ziemlich lange fest. »Ich wusste, dass Mum euch holen würde. Ja, das wusste ich genau.«
»Woher?«
»Sie hat etwas von einer Hilfe gesprochen. Ich war richtig gespannt darauf, wie sie aussehen würde. Könnt ihr mir denn helfen? Schafft ihr das wirklich?«
»Wir versuchen es.«
Eine Zungenspitze fuhr über die alten Lippen. »Aber ihr wollt mir nicht verraten, wie ihr das macht – oder?«
»Nun, wir denken noch nach. Das ist ein Problem und nicht so einfach zu lösen.«
»Kann ich mir denken.« Sie ließ Sheilas Hand los. »Wollt ihr ein Bild von mir?«
Die Frage hatte Sheila etwas verwirrt. »Wie meinst du das denn, Iris?«
»Ein Foto, wo ich toll aussehe. In unserem Urlaub geknipst. Das ist

mein Lieblingsbild. Ihr müsst es mitnehmen, wenn ihr mir helfen wollt, denn so wie auf dem Foto will ich wieder aussehen. Das hat mir meine Mutter versprochen.«

»Dann müssen wir uns ja wirklich anstrengen«, sagte Sheila.

»Versprochen?«

»Klar doch!« bestätigte Sheila, und sie sprach, als hätte sie einen dicken Kloß im Hals sitzen.

»Ich verlasse mich darauf.«

»Das kannst du auch.«

Bea Quentin näherte sich dem Bett. Sie beugte sich über ihre Tochter. »Ich denke, mein Liebling, dass es jetzt Zeit wird, dich wieder allein zu lassen.«

»Wollen Sheila und Bill schon gehen?«

»Sie müssen, denke ich mal.«

»Das ist schade.«

»Ich weiß.«

»Keine Sorge«, sagte Sheila, »wir kommen wieder zurück. Das ist versprochen.«

Iris richtete sich auf. »Ja, ich warte auf euch.« Dann strich sie durch ihr altes Gesicht und knetete die Haut. Sie fing an zu weinen. »Ich will es nicht mehr, ich will mein Gesicht wieder zurückhaben. Ich – ich will wieder mit den anderen Kindern spielen. Ich will auch wieder in die Schule gehen. Mum, du hast es mir versprochen, du – du…«, ihre Worte brachen ab, weil sie so schlimm weinen musste.

Die Conollys standen betreten da, denn auch ihnen war zum Heulen zumute.

Bea beugte sich über ihre Tochter. Sie nahm sie in den Arm, presste ihre Wange gegen die der Tochter, und gerade dieses Bild fuhr den Conollys durch und durch. Da war ein beinahe furchtbarer Altersunterschied zu sehen, und nichts passte dabei zusammen. Auch stimmte es von den Proportionen her nicht, das Gesicht der Iris war viel zu klein, um dieses Alter tragen zu können.

Wieder sprach Bea davon, dass alles gut werden würde. Sheila stieß ihren Mann an. Bill schrak zusammen, denn die Berührung hatte ihn aus seinen Gedanken gerissen. Als er seine Frau anblickte, deutete sie mit dem Kopf zur Tür.

Bill nickte. Er hatte verstanden. Beide verließen auf leisen Sohlen das Zimmer. Sie wollten Mutter und Tochter nicht stören, denn es war sehr persönlich geworden.

Sheila drückte sich mit dem Rücken gegen die Wand. Sie presste ihre Hand gegen die Stirn. »Mein Gott«, flüsterte sie. »Mein Gott, was ist passiert?«

Bill stand ihr gegenüber und wusste die Antwort nicht, obwohl Sheila ihn bittend anschaute. »Es gibt wohl keine Erklärung, denke ich mir.

Es ist alles so schrecklich.«

Sheila hatte sich wieder zusammengerissen. »Wir müssen etwas tun, Bill. Wir müssen Mutter und Tochter aus ihrer verzweifelten Lage herausholen. Wir müssen denjenigen finden, der für die Verwandlung die Verantwortung trägt.«

»Stimmt.«

»Magie«, sagte Sheila leise. »Es muss eine schreckliche Magie gewesen sein. Ich – ich – bin nicht die Person, die alles darauf zurückschiebt, aber für mich gibt es keine andere Lösung. Das Kind muss damit in Berührung gekommen sein. Da war eine dämonische Kraft, die es hat altern lassen.«

Bill gab ihr durch sein Nicken Recht. Er sagte nur: »Das schaffen wir aus eigener Kraft nicht.«

»Nein…?«

»Wir werden John holen müssen.«

»Das versteht sich, und…« An der Tür erschien Bea Quentin. Sheila sprach nicht mehr weiter. Leise drückte Bea die Tür zu. Dann holte sie ein Taschentuch hervor und putzte ihre Nase. Sie steckte es weg, schaute Sheila bittend und zugleich zögernd an, bevor sie in die Arme der blondhaarigen Frau fiel, die auch keinen Trost wusste, denn jedes Wort kam ihr irgendwie überflüssig vor…

***

Die drei Personen saßen wieder unten in der Halle zusammen. Das Hausmädchen hatte für Bill einen Whisky gebracht und den Frauen Sherry serviert. Einen Schluck konnten sie vertragen, und sie tranken den ersten schweigend, ohne dass sie auf das Wohl der anderen anstießen.

Bea Quentin übernahm das Wort. »Ich denke, dass es Iris besser überstanden hat als ich.«

»Sind Sie sicher?« fragte Bill.

»Was heißt sicher? Sie schafft es sogar, sich den Tatsachen zu stellen. Zumindest äußerlich. Ich bin ja oft bei ihr. Dann versuche ich, so normal mit ihr zu reden wie möglich.« Sie tupfte Tränen aus den Augenwinkeln und schaute zu Boden.

Bill starrte in sein Glas, als könnte er dort die Lösung aller Probleme finden. »Sie sind also davon ausgegangen, dass wir Ihnen möglicherweise helfen können?«

»Ich habe es gehofft.«

»Und Sie haben uns geschockt, Mrs. Quentin.«

»Das kann ich mir vorstellen. Ich möchte mich dafür entschuldigen. Aber was hätte ich tun sollen? Ich habe nachgedacht und dabei herausgefunden, dass eine Schocktherapie wohl die beste sein wird. Hätte ich Ihnen zuvor etwas gesagt, mein Gott, Sie hätten mich

sicherlich für verrückt gehalten.«

»Das nicht gerade, aber es ist so besser gewesen«, gab der Reporter zu.

»Darf ich Sie etwas fragen, Bill?«

»Immer.«

Bea schaute ihn und Sheila an. »Haben Sie beide schon so etwas wie einen Plan?« Sie winkte mit beiden Händen ab, bevor sie eine Antwort erhalten hatte. »Ich weiß sehr genau, dass es vermessen ist, aber ich möchte und ich muss Sie das einfach fragen, Bill. Wissen Sie, ich fühle mich wie jemand, der im Wasser treibt und über sich den Schatten eines Balkens sieht, an dem er sich festklammern kann. Sie beide sind der Balken in meinem Leben.«

»Nicht Ihr Mann?« fragte Sheila.

»Er ist nicht da.«

Sheila wollte nicht weiterfragen, denn der Ton der Antwort hatte ihr gesagt, dass etwas nicht in Ordnung war. Möglicherweise hatten die beiden Probleme. Sie wusste nur, dass Harold Quentin ein erfolgreicher Unternehmer war, mehr hatte Bea in der Kur nicht erzählt.

Bill nahm den Faden wieder auf. »Was da passiert ist, kommt ja nicht von ungefähr«, sagte er. »Das muss irgendeinen Grund gehabt haben. Wie ist Iris denn gealtert? Ging das sehr plötzlich? War sie auf einmal alt? Fiel ihre Haut zusammen und…«

»Nein, über Nacht.«

»So lange dauerte es?«

»Ja, sie ging normal ins Bett. Dann aber wurde sie plötzlich alt, und ich kann mir nicht erklären, wie das geschehen konnte. Es ist unbegreiflich.«

»Es muss trotzdem einen Grund geben«, sagte Sheila.

»Der Meinung bin ich auch. Nur kenne ich ihn nicht. Vielleicht kenne ich ihn auch, ohne es zu wissen. Es ist ja alles so schlimm gewesen, es kam so plötzlich, auch wenn es über Nacht geschah. Ich höre jetzt noch die Schreie meiner Tochter, als sie entdeckte, was mit ihr passiert war.« Bea schüttelte sich in der Erinnerung dessen.

Das konnten die Conollys gut verstehen. Auch sie hatten einen Sohn, der schon schlimme Dinge hinter sich hatte und auch öfter in Lebensgefahr gewesen war. Deshalb sahen gerade sie es als Pflicht an, dieser Familie zu helfen.

Bill legte seine Hände gegeneinander. »Sie wissen also nichts, und können sich auch nicht vorstellen, wie es zu diesem Alterungsprozess gekommen ist?«

»Nein.«

»Aber Ihre Tochter muss etwas getan haben, das dieses Ereignis auslöste.«

»Das ist mir klar, Bill.«
»Was könnte es gewesen sein?« Bea Quentin hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Es geschah direkt nach unserem Urlaub.«
»Wo verbrachten sie den?«
»In der Wachau. Es waren nur fünf Tage. Eine wunderschöne Zeit in Dürnstein. Wir waren wirklich glücklich, haben Ausflüge gemacht, sind mit den Rädern gefahren, na ja, es ist vorbei. Als wir dann wieder hier in London eintrafen, ist es passiert.« Sie verstummte und schluckte hart.
Die Conollys ließen sie in Ruhe. Erst als eine Weile vergangen war, übernahm Sheila das Wort. »Es steht natürlich fest, Bea, dass wir im Moment überfordert sind. Wir haben keine rationale Erklärung und müssen uns auf einen Begriff berufen, der mit Magie bezeichnet wird. Ich hoffe, Sie verstehen mich.«
Die Angesprochene schaute Sheila aus großen Augen an, bevor sie nickte. »Nicht ganz, aber Sie erwähnten in der Kur, dass Sie damit schon in Kontakt gekommen sind.«
»Ja, und zwar mehr, als uns lieb ist.« Bea Quentin musste einfach lachen.
Sie entschuldigte sich sofort dafür und sagte: »Bitte, ich begreife nicht, wie meine Tochter mit einer fremden Magie in Berührung gekommen sein soll. Sie – sie hat überhaupt keinen Kontakt mit diesen Dingen gehabt. Das Gleiche kann ich von meinem Mann und mir behaupten. Auch wir können darüber nur den Kopf schütteln. So etwas gibt es doch nicht. Zumindest nicht für uns.«
»Jetzt müssen Sie sich damit beschäftigen«, sagte Bill. »Aber Sie werden nicht alleine stehen, auch wir stehen nicht allein, denn wir haben gewisse Beziehungen und kennen jemanden, einen sehr guten Freund, den wir unbedingt einweihen müssen. Er ist derjenige, der sich mit diesen Phänomenen tagtäglich beschäftigt. Dass wir ihn hinzuziehen, diese Einwilligung müssen Sie uns schon geben.«
»Natürlich.« Spontan gab Bea die Antwort. »Ich will alles tun, damit es meiner Tochter wieder gut geht.«
»Das finde ich richtig.«
»Wie heißt denn Ihr Freund?«
»John Sinclair.«
»Den Namen habe ich noch nie gehört.«
Sheila lächelte und legte eine Hand auf Beas Arm. »Sie werden ihn aber kennen lernen. Ich denke, dass die Chancen gut stehen, wenn er sich Ihres Problems annimmt.«
»Es ist doch Iris' Problem.«
»John wird ihr helfen.«
»Wann sagen Sie ihm Bescheid?«
»Noch heute, denke ich.« Sheila schaute auf ihren Mann, der ihr

bestätigend zunickte.
»Da wäre aber noch etwas mit Ihrer Tochter«, sagte Bill.
»Bitte?«
»Ich will mich nicht in Ihre Angelegenheiten mischen, deshalb dürfen Sie mich auch nicht falsch verstehen. Wäre es nicht besser, wenn sie in eine Klinik zur Untersuchung gebracht wird? Dass sich gute Ärzte mit ihr beschäftigen?«
Bea wehrte sich dagegen. Es war ihrer steifen Haltung anzusehen. »Iris in ein Krankenhaus? Meine Tochter?«
»Ja.«
»Nein, da kann ich nicht zustimmen, Bill. Haben Sie nicht eben davon gesprochen, dass dies kein medizinisches Problem ist, sondern ein unerklärliches, ein magisches?«
»Sie haben Recht.«
»Dann verstehe ich Sie nicht.«
Bill hob den Arm. »Moment, ich sehe das etwas anders. Es besteht durchaus die Chance, dass Ihre Tochter irgendetwas in sich hat, das zu dieser Reaktion führte. Außerdem täte eine Generaluntersuchung der Kleinen sicherlich gut.«
Die Frau überlegte. Sie scheuerte mit den Handflächen über ihren Cordrock. »Wenn mir das jemand anderer gesagt hätte, hätte ich ihn des Hauses verwiesen. Aber so gesehen haben Sie Recht. Zudem stehe ich vertrauensvoll an Ihrer Seite.«
»Dann sollte man das regeln«, sagte Bill.
»Kennen Sie sich denn aus?«
»Ja.« Sheila sprach. »Ich kenne eine Privatklinik, in der Ihre Tochter am besten aufgehoben ist. Nicht ganz preiswert, wie Sie sich denken können, aber man wird sich um Iris Tag und Nacht kümmern. Die Klinik liegt nicht weit von London entfernt. Sie sollten da wirklich zustimmen.«
Bea schaute in die Leere. Mit den Gedanken schien sie ganz woanders zu sein. »Okay«, sagte sie schließlich. »Wenn Sie beide der Meinung sind, dass es besser ist, ich stemme mich nicht dagegen. Aber Ihrem Freund werden Sie trotzdem Bescheid geben – oder?«
»Darauf können Sie wetten«, sagte Bill und leerte sein Glas.

***

Mich erwischte Bill Conolly noch am selben Abend, als ich mit Glenda in ein kleines Lokal gegangen war, um dort in Ruhe zu essen. Es war eines der Restaurante, die eine Küche vom Festland boten. Ein bisschen italienisch, ein wenig französisch, eine Mischung, die nicht nur uns gut gefiel, denn wir hatten die beiden Plätze schon Tage im Voraus buchen müssen.
Das hatte Glenda übernommen, denn ich war in Cornwall unterwegs

gewesen und hatte mich dort mit dem Skelett des Hexers beschäftigen müssen, wobei ich die junge Filmemacherin Swenja Hart kennen gelernt hatte.

Sie hatte versprochen, mich anzurufen, wenn sie den Film fertig gedreht hatte, ansonsten würde sie eine Weile brauchen, um die schrecklichen Erlebnisse zu verkraften.

Wir hatten wunderbar gegessen, und Glenda überraschte mich nach dem Hauptgericht mit einem Satz: »So, jetzt werde ich noch ein Dessert zu mir nehmen.«

»Nein.«

»Doch!«

»Und die Kalorien?«

Da sich das Licht der Kerze in ihren Pupillen verfing, schaute sie mich mit einem Funkeln an. »Darauf, mein lieber John Sinclair, werde ich einfach pfeifen.«

»Toll.«

»Warum sagst du das jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Weil ich keine dünnen oder mageren Frauen mag. Stell dir vor, du würdest viel abnehmen. Da müsstest du ja jedes Mal zweimal ins Büro kommen.«

»Warum denn das?«

»Um einmal gesehen zu werden.«

Über den Witz konnte sie nicht lachen. Unter dem Tisch trat sie mir gegen den Fuß, aber so etwas gibt es nicht nur bei unverheirateten Paaren.

Glenda war an diesem Abend eine besondere Augenweide. Sie trug einen schwarzen Pullover mit einem breiten ovalen Ausschnitt, der an der Oberseite einen gelben Streifen zeigte. Darüber hatte sie eine Jacke gestreift aus dünnem Leder, dessen Schwärze aber durch bunte Perlen und silbrige Metall-Applikationen aufgelockert wurde. Praktisch die Jacke einer edlen Rockerbraut. Mir gefiel sie so, und ich dachte daran, dass dieser Abend mit dem Dessert bestimmt noch nicht seinen Abschluss gefunden hatte.

Glenda winkte dem Ober zu, der augenblicklich heranwieselte. »Bitte sehr, Madam…?«

»Die Dessertkarte hätte ich gern.«

»Sehr wohl. Sie ebenfalls, mein Herr?«

Ich winkte ab. »Nein, nein, lassen Sie mal. Aber Sie können mir einen Kaffee bringen.«

»Sofort.«

»Ach«, sagte Glenda, »gehst du fremd?«

»Wieso?«

»Du trinkst hier Kaffee?«

»Ja, es bleibt mir nichts anderes übrig, denn du stellst dich ja nicht in

die Küche und kochst ihn. Natürlich hättest du deinen Kaffee auch in einer Warmhaltekanne mitbringen können. Das wäre mal etwas anderes gewesen.«

»Macho!«

»Warum das?«

»Du hättest ihn selbst kochen und dann in die Thermoskanne kippen können.«

»Das wäre Arbeit gewesen.«

»Faul bist du auch noch!«

»Wusstest du das nicht?«

Glenda gab keine Antwort, weil der Ober erschien und eine Dessertkarte auf den Tisch legte. Glenda bedankte sich mit einem Lächeln bei ihm, griff nach der Karte, wobei sich das Lächeln zu einem süffisanten Grinsen veränderte, als sie die Karte aufschlug und mich über den Rand hinweg anschaute. Sie wollte etwas sagen, aber plötzlich veränderte sich der Blick ihrer Augen. So etwas wie Unglaube stahl sich hinein. Hinter meinem Rücken musste sich etwas abspielen, das für Glenda von großem Interesse war. Natürlich saß sie so, dass sie in das Restaurant schauen konnte, schließlich wollte sie die anderen Gäste sehen und Vergleiche anstellen.

»Hast du was?« erkundigte ich mich.

»Noch nicht. Aber ich denke, dass wir bald Besuch bekommen werden. Da ist nämlich ein Paar erschienen, das nicht eben so aussieht, als suchte es noch einen Platz, wo doch alles besetzt ist. Sie werden zu uns an den Tisch kommen.«

Ich drehte mich gar nicht erst um, hörte aber schon die Schritte und beobachtete Glendas Gesicht, das jetzt ein fröhliches und warmes Lächeln zeigte.

»Da hat Suko uns doch den richtigen Tipp gegeben«, sprach jemand hinter mir.

Schon beim ersten Wort hatte ich die Stimme meines alten Freundes Bill Conolly erkannt. Da Glenda von einem Paar gesprochen hatte, wusste ich, dass Sheila bei ihm war, und stand deshalb auf. Die beiden waren es tatsächlich, und ich freute mich aufrichtig, denn ich hatte sie einige Zeit nicht mehr gesehen.

»Das ist ein Hammer«, sagte ich und fiel Sheila um den Hals.

Sie gab mir ebenfalls einen Kuss, dann einen zweiten und setzte noch einen dritten hinzu.

»Oje, oje«, rief Bill. »Ist das eine heiße Begrüßung.«

»Die kannst du auch von mir haben«, sagte Glenda und setzte ihr Versprechen in die Tat um.

Wenig später saßen die beiden Conollys bei uns am Tisch. Essen wollten sie nichts, aber eine Flasche Wein bestellte Bill schon. Sheila hatte versprochen, an diesem Abend zu fahren, und Bill ging davon

aus, dass ich mit ihm zusammen die Flasche leerte. Da auch Glenda sich bereit erklärte, das Steuer des Rovers zu übernehmen, stimmte ich natürlich gern zu.

Sie schaute nach einem Nachtisch und entschied sich für eine frische Ananas mit Himbeermark.

Als Sheila das hörte, bestellte sie ebenfalls eine Portion. Auch der Rotwein wurde serviert. Der Ober öffnete die Flasche sehr behutsam, roch am Korken, war zufrieden und schenkte ein.

Bill hatte nicht die preiswerteste Flasche bestellt. Es war ein guter Bordeaux, der samtig und trotzdem frech über die Zunge glitt, wie Bill mir erklärte.

»Frech?« fragte ich.

»Richtig.«

»Wie kann ein Wein frech schmecken?«

»Weiß ich auch nicht. Habe ich mal gelesen und gefunden, dass es sich gut anhört.«

Wir lachten zu viert, wir stießen an, und eigentlich hätte der Abend so richtig gemütlich weitergeführt werden können. Doch damit hatte ich zumindest meine Probleme, denn ich kannte die beiden Conollys gut genug.

So entspannt sie sich auch gaben, so locker sie in der Runde saßen, hin und wieder tauschten sie Blicke aus, die ich einfach nicht übersehen konnte.

Nach dem dritten Schluck Rotwein stellte ich dann auch die entsprechende Frage: »Jetzt mal raus mit euren Problemen. Weshalb seid ihr hier erschienen? Ich freue mich ja darüber. Wir haben zu wenig voneinander, wir feiern auch nicht oft genug, aber diese Überraschungen eurerseits haben oft genug bestimmte Gründe.«

Sheila legte mir ihre Hand auf den Arm. »So darfst du das nicht sehen, John. Es geht auch nicht um uns.«

»Einverstanden. Um wen dann?«

»Um eine Bekannte.«

»Die sicherlich in Schwierigkeiten steckt.«

»In sehr tiefen sogar«, bestätigte Bill nickend und mit einem ernsten Gesicht, das nicht aufgesetzt wirkte.

»Wie heißt die Frau?«

»Bea Quentin.«

Ich runzelte die Stirn. »Ist es schlimm, wenn ich sage, dass ich sie nicht kenne?«

»Nein, das haben wir erwartet.«

»Okay, Bill, und was ist mir ihr?«

»Erzählen wir dir nach dem Dessert. So viel Zeit muss einfach sein.«
Der Ober schob die beiden Teller auf den Tisch, und wir Männer kriegten große Augen. Leider war mein Essen so üppig gewesen, dass

ich den Nachtisch nicht mehr schaffte.

Den Frauen aber schmeckte es, und sie überschütteten das Dessert abwechselnd mit Komplimenten, als wollten sie uns ärgern, weil wir nichts bestellt hatten.

Bill sah es gelassen, ich ebenfalls, und wir hielten uns an den guten Roten.

Der Reporter hielt sein Versprechen und begann das Problem darzulegen, als ich mir eine Verdauungszigarette angezündet hatte und Bill ebenfalls eine rauchte.

Er und Sheila wechselten sich ab. Beide sprachen sehr langsam, auch versonnen. Wir anderen merkten ihnen an, dass sie mit ihren Gedanken noch immer beim Besuch der Bea Quentin waren und sich einfach davon nicht lösen konnten.

Ich vergaß meinen Wein, lauschte, hörte zu; und ich sah auch, wie der mir gegenüber sitzenden Glenda ein Schauer über den Rücken lief. Sie schüttelte sich, als würde Eis über ihren Rücken rutschen. »Himmel, das ist doch – das ist doch nicht wahr!«

»Es stimmt aber.« Sheila nickte und nippte hastig am Glas ihres Mannes.

Ich hatte mich zurückgelehnt, pustete den Atem gegen meine Stirn und schaute auf die hölzernen Quadrate unter der Decke, in die Lampen integriert waren. Was Bill uns da berichtet hatte, klang einfach so furchtbar, dass es schon wieder nicht wahr sein konnte, aber die Conollys logen nicht, und ich stellte meine erste Frage, die natürlich der kleinen Iris galt.

»Was ist jetzt mit ihr geschehen, Bill?«

»Sie liegt in der Klinik und befindet sich inzwischen in den besten Händen.«

»Das ist gut.«

»Wir haben gedacht, John«, sagte Sheila, »dass nun du an der Reihe bist. Ein anderer kann nicht helfen. Und zieh kein skeptisches Gesicht. Ich weiß es.«

»Erst mal abwarten.«

»Wir haben schon einen Plan«, sagte Bill.

»O ja.«

»Es ist simpel, du brauchst nicht zu erschrecken. Es wäre sicherlich in unserer aller Sinn, wenn du der Kleinen am morgigen Tag einen Besuch abstattest.«

»Meinst du?«

»Ja, und ich werde mit dir gehen. Sheila bleibt solange bei der Mutter. Ich finde, dass du genau der richtige Mann bist, da wir davon ausgehen müssen, es hier mit einer starken magischen Kraft zu tun zu haben. Allein von medizinischem Standpunkt aus ist es unmöglich, dass ein Kind innerhalb so kurzer Zeit vom Gesicht her zu einer

Greisin wird. Ich sage bewusst zu einer Greisin und nicht zu einer alten Frau. Wenn du sie siehst, wirst du erschrecken, da ist schnelle Hilfe von Nöten, denn es kann durchaus sein, dass sie dahinwelkt und letztendlich sterben wird. Das wäre furchtbar, dann hätte die andere Seite einen verfluchten Sieg errungen.«

Ich hatte zugehört und mit dem Fingernagel Figuren auf das weiße Tischtuch gemalt. »Von welcher anderen Seite sprichst du denn, Bill?«

»Das weiß ich nicht. Nennen wir sie einfach schwarzmagisch.«

»Okay, einverstanden.« Ich nahm einen kräftigen Schluck Rotwein.

»Könnt ihr euch keinen Grund vorstellen, weshalb das Kind so schnell gealtert ist?«

»Nein. Wo passiert denn so etwas?« fragte Sheila.

Glenda gab die Antwort vor mir. »Bei einem Vampir, der endlich aus seinem schrecklichen Dasein erlöst wurde.«

»Genau.« Ich nickte Glenda zu.

Bill schüttelte den Kopf. »Nein, das ist zwar richtig gedacht, aber trotzdem falsch. Iris ist kein Vampir, denn das hätten wir bemerkt. Sie ist ein normales junges Mädchen, nur eben mit dem eingefallenen Gesicht einer Greisin.«

Ich runzelte die Stirn. »Das wird ein Problem werden. Ihr wisst nichts über die Ursache dieser Krankheit, vermute ich mal.«

»Gar nichts.«

»Und die Mutter?«

»Ebenfalls.«

»Dann werde ich sie wohl befragen müssen.«

Bill hob sein Glas. »Wobei du das Kreuz nicht vergessen solltest, John. Ich könnte mir vorstellen, dass Iris unter seinem Eindruck die Wahrheit sagen wird oder sie sich an Dinge erinnert, die jetzt noch verschüttet sind.«

»Das könnte stimmen.«

»Da ist noch etwas«, sagte Sheila und sprach erst weiter, als wir sie anschauten. »Wie Bill und ich von Bea Quentin erfahren haben, war die Familie vor kurzem in Österreich, in der Wachau. Nach diesem Besuch ist es dann passiert. Da verwandelte sich Iris.«

»Was schließt du daraus?«

»Dass der Alterungsprozess möglicherweise mit dem Kurzurlaub in der Wachau zusammenhängt.«

»Ist das nicht ein bisschen weit hergeholt?« murmelte ich.

»Das mag schon sein, aber so unbedingt falsch liege ich nicht damit, denke ich mir.«

Ich wehrte mit beiden Händen ab. »Ich möchte nicht zu weit im Voraus denken, sondern erst mit Iris Quentin selbst reden. Ihr müsst mir noch sagen, wo ich diese Klinik finde.«

Bill griff in die Tasche und holte so etwas wie eine Visitenkarte der

Klinik hervor. »Da findest du alles, was du brauchst, Alter.«

Ich warf einen knappen Blick darauf und steckte die Karte weg. »Okay, das reicht.«

Glenda schauderte. »Meine Güte, ich kann mir gar nicht vorstellen, wie ein Kind mit dem Gesicht einer Greisin aussieht…«

»Schlimm«, murmelte Sheila, »sehr schlimm. Das ist alles so unwirklich und trotzdem echt. Ich – ich – kann es einfach nicht begreifen, versteht ihr das?«

»Natürlich.«

»Und dabei habe ich die Kleine gesehen und ihr zugehört, wie sie mit einer völlig normalen Kinderstimme sprach und nicht mit der einer alten Frau. Da fragt man sich schon, wieso das Leben dermaßen brutal sein kann.«

Die gute Stimmung war vergangen. Wir blieben auch nicht mehr lange.

Nach ungefähr einer Stunde drängten wir zum gemeinsamen Aufbruch, und Bill ließ es sich nicht nehmen, die gesamte Rechnung zu begleichen.

Ich staunte ihn an. »Hätte ich das gewusst, ich hätte mir doch viel mehr bestellt.«

»Kannst du immer noch.«

»Jetzt bin ich satt.«

Ich legte ein Trinkgeld auf den Teller mit der Rechnung, und wir verabredeten uns für den nächsten Vormittag. Um elf Uhr wollten wir an der Klinik sein.

Draußen fiel der Abschied ein wenig betreten aus, längst nicht mehr so lustig wie die Begrüßung. Wir schauten zu, wie die Conollys abfuhren, dann übergab ich Glenda den Schlüssel.

»Du willst wirklich nicht fahren?«

»Nein, fahr du lieber.«

»Wohin?«

»Zu dir.«

Sie lächelte und hob die Schultern. »Was treibt dich denn in meine Hütte?«

Ich grinste sie an. »Im Zweifelsfall immer der Kaffee.«

»Oh – danke…«

***

Glenda hatte es sich nicht nehmen lassen und tatsächlich noch einen Kaffee gekocht, der in meiner Tasse dampfte, die ich mit beiden Händen umfasst hielt. Ich fühlte mich sehr wohl, denn Glenda hatte ihre Wohnung gemütlich eingerichtet. Sie war das glatte Gegenteil von meiner, aber da war ich auch nicht so oft an den Abenden, während Glenda in ihrer Wohnung richtig lebte.

Ich saß auf der Couch mit dem bunten Blumenmuster und hatte einen Arm um ein bauschiges Kissen gelegt. Glenda trat zu mir und hielt zwei mit Cognac angefüllte Schwenker in den Händen. »Den können wir zum Kaffee vertragen, denke ich.«

»Wie du meinst.«

Sie setzte sich neben mich. So dicht, dass sich unsere Körper berührten.

Die Jacke hatte sie ausgezogen, auch mein Jackett hing am Haken, und ihr sehr kurzer Rock war in noch höhere Regionen hinauf gerutscht, wie ich mit einem schnellen Blick feststellte. Weiches Licht umschleichelte uns, es ließ die Schwenker und deren Inhalt leicht funkeln. Das Funkeln lag auch in Glendas Augen, als sie nach dem Trinken das Glas absetzte und sich räkelte.

Auch mir ging es gut. Ich spürte eine wohlige Müdigkeit und zugleich eine gewisse Spannung in mir. Als Glendas Arm mich berührte, drückte ich ihn zur Seite, damit er mich beim Küssen nicht störte.

Ihr Mund kam mir hungrig entgegen.

Irgendwie fühlten wir beide, dass wir darauf lange gewartet hatten.

Glenda wollte, ich wollte, und sie wurde unter meinen streichelnden Händen zu Wachs.

Sie ließ sich zurückfallen, bis sie auf der Couch lag, die Arme noch um meinen Hals geschlungen. Ich war dabei, ihre Wangen zu küssen, ließ meine Lippen bis zu ihrem Hals rutschen, und meine Hände waren unter ihren Pulli geglitten, um die weiche Haut zu erforschen und natürlich auch die von keinem Halter gestützten Brüste.

Als meine Finger über die Warzen glitten, stöhnte sie und bäumte sich auf. »Bitte«, flüsterte sie, »bitte – hör nicht auf, John, um Gottes willen, hör jetzt nicht auf…« Ihre Augen waren leicht verdreht, sie atmete heftig, und ich erfüllte ihren Wunsch nur allzu gern.

Ich hörte wirklich nicht auf. Auch nicht in den folgenden beiden Stunden, und so wurde es trotz allem noch eine sehr kurze Nacht für uns beide…

***

Am anderen Morgen war ich beinahe pünktlich zu Stelle. Ich hatte mich um knapp fünf Minuten verspätet, die Conollys warteten mit ihrem Porsche bereits vor dem Tor des Klinikgrundstückes. Bill hatte den Wagen verlassen.

»Da bist du ja endlich«, sagte Bill, als er sich zur geöffneten Seitenscheibe meines Rovers herabbeugte. Prüfend schaute er mich an. »Kann es sein, dass du leichte Ringe unter den Augen hast?«

»Wieso?«

»Ich habe da etwas entdeckt, glaube ich.«

»Das glaubst du nur.«

Er grinste und schlug gegen meinen Arm. »War noch eine heiße Nacht mit Glenda, wie?«

»Man genießt und schweigt.«

»Aber immer«, sagte Bill und meldete uns durch die Sprechanlage an, bevor er zurück in den Porsche stieg. Das Tor bewegte sich automatisch in einer Schiene, sodass wir unsere Fahrzeuge auf das herbstliche Grundstück der Klinik lenken konnten. Auch hier starb die Natur, und ich hoffte, dass es für die Patienten der Klinik kein schlechtes Omen war.

Wir glitten auf ein helles, freundliches Haus zu, das zwar zu den älteren Bauten gehörte, aber durch eine Renovierung sehr gewonnen hatte. Vor allen Dingen deshalb, weil größere Fenster eingesetzt worden waren. Innerhalb des Klinikparks waren Hecken so angelegt worden, dass es zahlreiche kleine, lauschige Inseln gab, in die sich die Patienten zurückziehen konnten.

Einen Parkplatz gab es ebenfalls. Wir stellten unsere Wagen nebeneinander. Neben der schrägen Auffahrt für die Rollstühle gingen wir die flachen Stufen der Treppe hoch. Hinter der großen Glastür sah die Halle aus wie die Lobby eines sehr guten Hotels. Es erinnerte eigentlich nichts an ein Krankenhaus, selbst die beiden Empfangsdamen trugen keine Schwesterntracht.

Man wusste schon Bescheid, dass wir zu Professor Mansing wollten, und jemand holte uns ab. Eine langbeinige Brünette, die sich als Sekretärin vorstellte.

Durch sie ließ uns der Pförtner ausrichten, dass er uns vorher noch in seinem Büro zu sprechen wünschte. Wir hatten nichts dagegen und saßen ihm sehr bald gegenüber. Es war ein gemütlicher Raum mit vielen Büchern und einem großen Fenster, durch das an diesem Morgen ein strahlender Herbstsonnenschein fiel.

Mansing war ein Mann um die vierzig, der sein blondes Haar gescheitelt trug. Eine Brille mit blauem Gestell lag neben seinem Arm und auf dem Schreibtisch. Er setzte sie nicht auf, sondern faltete sie zusammen und steckte sie in die Kitteltasche. Sein Händedruck war kräftig gewesen, und erschaute uns aus seinen hellen Augen an, die sich sehr schnell verdüsterten, als er zur Sache kam. »Ich stehe vor einem Rätsel, wenn ich ehrlich bin.«

»Wir auch«, erwiderte Bill trocken.

»Natürlich, Sie sind keine Mediziner, aber ich…«, er hob die Schultern und schüttelte den Kopf.

Ich stellte eine Frage. »Haben Sie das Kind genau untersucht, Professor?«

Er lachte vor seiner Antwort. »Und wie ich das getan habe. Mein Assistent und ich haben die Kleine auf den Kopf gestellt. Sie ist organisch völlig in Ordnung. Da ist nichts, was ich zu beanstanden

hätte. Umso schwerer fällt es mir, genau diese Verwandlung – und davon muss man ja wohl sprechen – zu begreifen. Es ist ein medizinisches Rätsel. Tut mir Leid, dass ich es zugeben muss.«

»Das hatten wir uns gedacht.«

»Bitte, Mr. Sinclair, jetzt sind Sie an der Reihe. Ich will mich hier nicht als Herrgott in Weiß aufspielen, ich kenne meine Grenzen genau, und die habe ich nun erreicht. Sie sehen mich ratlos, aber ich frage mich zugleich, was Sie anders und vor allen Dingen besser machen können als ich.«

»Nicht besser, eher anders.«

»Schön. Und was?«

Ich räusperte mich. »Da Sie keine medizinische Erklärung gefunden haben, muss es zwangsläufig eine andere geben. Soweit werden Sie mir zustimmen.«

»Selbstverständlich. Nur welche?«

»Können Sie mit dem Begriff Magie etwas anfangen?«

»Nein!« Die Erwiderung erfolgte spontan, sie war ehrlich gemeint, er hatte mich dabei angeschaut, und ich war ihm irgendwie auch dankbar dafür, denn jetzt waren die Fronten geklärt.

»Also nicht?«

»Richtig.«

»Aber ich! Um es vorwegzunehmen, Professor. Ich weiß, dass ich bei Wissenschaftlern mit meinen Ansichten oft auf Unglauben stoße. Ich kann und will es auch nicht ändern, ich möchte Sie nur bitten, mir mit einer gewissen Objektivität gegenüberzutreten und mich – sagen wir es einfach – machen zu lassen.«

»Ich bitte Sie, Mr. Sinclair, dem steht nichts im Wege.«

»Dann kann ich jetzt zu Iris Quentin gehen?«

»Wenn Sie wollen, sofort.«

»Darf ich auch allein bei ihr sein?«

»Sie dürfen. Ich werde zuvor die Überwachungskamera abschalten lassen.«

»Das wäre nett.«

Der Professor erledigte dies mittels eines Anrufes, und ich sah, wie sich Sheila an mich wandte und mir dabei beide Daumen drückte. »Ich hoffe, du hast Erfolg, John.«

»Das kann man vorher nie sagen.«

»Du musst es.«

Die Stimme des Professors unterbrach sie. »So, es ist eigentlich alles erledigt. Sie können die Patientin jetzt besuchen.« Er erhob sich von seinem Platz. »Ich glaube noch immer nicht, dass Sie mehr herausfinden werden als wir.«

»Das ist durchaus möglich. Dann können wir aber sagen, alles versucht zu haben.«

»Stimmt auch.« Er wandte sich an die Conollys. »Was ist mit Ihnen, Sheila und Bill?«
»Wir bleiben auch nicht dabei.«
Er nickte. »Was ist mit der Mutter?«
Ich war überrascht. »Ist Sie denn hier?«
»Ja, bei Ihrer Tochter. Sie hat es nicht übers Herz gebracht, sie allein zu lassen.«
Mit Bea Quentins Erscheinen hatte ich nicht gerechnet. Auf der anderen Seite konnte ich ihr schlecht verbieten, bei der Tochter zu sein. Wir würden uns arrangieren müssen.
Die Conollys konnten in einem in der Nähe liegenden freundlichen Zimmer warten, während ich hinter dem Professor stehen blieb, der sacht an die Tür klopfte. Er öffnete, und zu zweit betraten wir ein sehr freundliches und auch geräumiges Einzelzimmer, wie es sie eben nur in großen Privatkliniken gibt. Eine dunkelhaarige Frau erhob sich von einem Stuhl und nahm mir durch ihren Körper den ersten Blick auf das Bett mit der jungen Patientin.
Etwas zögernd trat sie auf mich zu, und der Professor brauchte mich nicht erst vorzustellen, denn die Frau sprach mich bereits mit meinem Namen an. »Sie sind John Sinclair.«
»Ja, Madam.«
»Ich heiße Bea Quentin.«
»Sheila und Bill berichteten mir alles.«
Sie nickte und hatte mit den Tränen zu kämpfen. Mansing erklärte ihr flüsternd, dass ich mit Iris allein sein wollte, was der Mutter gar nicht passte, denn sie erschrak.
Ich mischte mich ein. »Sie brauchen keine Sorgen zu haben, es wird nichts passieren, aber wenn Sie wollen, dann können Sie sich gern neben das Bett setzen.«
»Das wäre mir lieb – danke.«
»Mummy, wer ist denn dieser Mann?« Die helle Stimme erinnerte mich wieder an das Kind. Ich umrundete den Professor und Bea Quentin, um auf das Bett zuzugehen.
Ich hatte mich innerlich auf den Anblick vorbereitet. Dass er mich trotzdem so tief treffen würde, hätte ich nicht gedacht. Vor die große Fensterscheibe an der Seite des Bettes war ein Rollo gezogen worden, sodass nicht zu viel helles Licht ins Zimmer strahlte. Der Rest reichte aus, um praktisch jede Einzelheit im Gesicht des Kindes erkennen zu können.
Es war schrecklich.
Ich musste an mich halten, um nicht aufzustöhnen, und presste sicherheitshalber die Lippen zusammen.
Die Conollys hatten nicht übertrieben. Iris Quentin hatte das Gesicht einer Greisin. Ich schaffte es nicht einmal, es genau zu beschreiben,

jedenfalls war es furchtbar, und eigentlich sah Iris so aus, als würde sie eine Halbmaske tragen, denn die Rückseite des Kopfes und auch ihr Haar waren nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Sie lag einfach nur da, hatte den Kopf auf die rechte Seite gedreht und schaute mich aus ihren normalen Kinderaugen an, denn auch die waren nicht gealtert.

Dass ich ein Lächeln schaffte, dazu gratulierte ich mir selbst. Nur am Rande bemerkte ich, dass der Professor das Zimmer verließ. Ich lächelte dem Mädchen auch weiterhin zu, als ich ihm meine Hand entgegenstreckte, die sie nahm.

»Du bist ein Freund meiner Mutter und der Conollys?«

»Das bin ich, Iris.«

»Ich habe dich nie bei uns gesehen.«

»Leider war ich oft verreist. Ich heiße übrigens John Sinclair. Aber du sagst natürlich John zu mir.«

»Klar, mache ich.«

Es war toll, dass sich Iris ganz natürlich benahm, nicht weinte, nicht jammerte oder schrie, aber ich glaubte nicht, dass sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden hatte, wie sie mir gleich darauf zu verstehen gab. »Du sollst mir wieder mein richtiges Gesicht zurückgeben, wie?«

»Ich werde es versuchen.«

Sie setzte sich plötzlich hin und begann zu weinen. »Wie – wie willst du das denn tun?«

»Darüber muss ich mit dir reden.«

»Soll ich dir helfen?«

»Allein schaffe ich das nicht.«

Sie drehte den Kopf, um die Mutter anzuschauen. Ihre Augen leuchteten dabei. »Ist das nicht toll, Mum, ich soll ihm helfen! Das finde ich super.«

Bea Quentin nickte und lächelte zugleich aufmunternd ihrer Tochter zu.

Das geschah unter Tränen, es war an ihrem Schlucken zu sehen. Iris sollte nichts von ihren Sorgen bemerken.

Dann blickte sie mich an und trat auf mich zu. Ich sah das Vertrauen in ihren Augen, und sie fasste mit ihren Händen nach den meinen. »Wissen Sie, Mr. Sinclair, die beiden Conollys haben mir so viel von Ihnen erzählt, dass ich einfach nicht anders kann, als Ihnen voll und ganz – na ja, Sie wissen schon.«

»Das geht in Ordnung«, sagte ich, und meine Stimme krächzte dabei. Ich musste mich zusammenreißen und mich auf das konzentrieren, was vor mir lag. Der letzte Abend war vergessen, die anderen Realitäten hatten mich wieder eingeholt.

Mrs. Quentin war wieder zurückgetreten, sodass ich mich ihrer Tochter zuwenden konnte. »Bist du okay?«

Das alte Gesicht schaute mich an. Die graue, faltige Haut, die an manchen Stellen aussah wie schimmliger Pudding, geriet ins Wackeln, als sie nickte. »Ja, du kannst einen Versuch starten, John.« Jetzt sprach sie altklug.

»Ich finde es toll.« Ihre kindlichen Augen strahlten mich an. »Das ist besser, als an die Apparate angeschlossen zu werden. Glaubst du mir das?«

»Klar doch.«

»Du bist kein Doktor, nicht?«

»Überhaupt nicht.«

»Ich mag nämlich keine, die einen weißen Kittel tragen. Davor fürchte ich mich immer.« Sie zog ihre Nase hoch, und die beiden Flügel bewegten sich zitternd.

Ich hatte mir vorgenommen, die Fragen möglichst locker zu stellen.

»Kannst du dich denn noch an vieles erinnern, Iris?«

»Wie meinst du das?«

»Ich habe erfahren, dass du mit deinen Eltern in Urlaub gewesen bist. In Österreich.«

»Nein, in der Wachau.«

»Auch klar, das gehört dazu.«

»Ach so.« Sie war etwas verlegen und strich mit ihren normalen Kinderhänden über die Decke. »Manchmal ist man richtig doof, nicht?«

»Das würde ich nicht sagen. Aber wir wollen vom Urlaub sprechen. Okay?«

»Gern.«

»Erzähl mal.«

»Was denn?«

Ich hob die Schultern. »Zum Beispiel kannst du mir sagen, was du dort den ganzen Tag über so getrieben hast. Du hast doch sicherlich viel Spaß gehabt – oder?«

»Riesig. Da war sogar eine Kirmes.«

»Wo?«

»Einen Ort weiter. Wir sind mit den Rädern hingefahren. Auch Mum und Dad haben sich Räder geliehen. Wir waren in Dürnstein, da ist ein tolles Hotel, so richtig wie früher, hat Dad gesagt.«

»Was meinte er damit?«

»Da konnte man in riesigen Zimmern mit ganz hohen Decken wohnen. Einmal war es so warm, da haben wir sogar draußen auf der Terrasse gesessen und auf die Donau geschaut. Kennst du den Fluss?«

»Gut sogar.«

»Er ist viel schöner als die Themse, obwohl meine Mum immer sagte, dass er nicht so blau ist, wie die Leute immer singen.«

»Und der Fluss hat dir am besten gefallen?«

»Nein.«
»Was dann? Die Kirmes?«
»Hmmm…« Iris legte ihren Kopf schief. Wieder passte ihr Verhalten nicht zu dem alten Gesicht.
»Also nicht?«
»Nein.«
»Was war denn am besten für dich?«
Plötzlich leuchteten ihre Augen auf. »Das war die Ruine über dem Hotel. Die war toll. Ich bin hochgelaufen, das war richtig spannend.«
Ich staunte. »Ganz allein hochgelaufen?«
»Klar.« Sie fing an zu flüstern. »Meine Eltern haben davon nichts mitgekriegt. Sollten sie auch nicht.«
»Waren sie denn dagegen?«
»Nein, eigentlich nicht. Aber als ich ging, da wurde es schon langsam dunkel. Der Weg ist steil. Da gibt es zwar Treppen, aber nicht überall. Und die Bäume nehmen auch das Licht.«
»Du warst also dort oben?«
»Ja.«
»Was hast du da getan?«
Sie legte ihren normalen Finger gegen die alten, lappigen Lippen und bewegte ihre Augen. »Ja, was habe ich da getan…?«
»Bist du allein gewesen?« half ich ihr. »Ich meine, du bist ja allein gegangen, aber hast du jemand getroffen, der den gleichen Weg gehabt hat wie du?«
»Ja, da war jemand.«
»Wer?«
»Ein Mann. Nicht mehr so jung wie du und auch nicht so wie mein Vater. Aber er war da. Er stand auf der Mauer und schaute nach unten, wo der Fluss fließt. Den konnte man nämlich noch sehen.«
»Bist du zu dem Mann gegangen?«
»Klar. Erst wollte ich ihn erschrecken, aber er hat mich schon vorher bemerkt. Er drehte sich plötzlich um, ich habe mich richtig erschrocken über sein Gesicht.«
»War es hässlich?«
Iris überlegte. »Eigentlich nicht. Es war so komisch. Es hat so blass ausgesehen.«
»Was tat der Mann dann?«
»Er war unheimlich nett. Er hat gelacht, und er hat mich gefragt, wo ich herkam.«
»Hast du ihm alles gesagt?«
Wieder das heftige Nicken.
»Was geschah weiter?«
»Der Mann ging mit mir zu einem alten Stück Turm. Dort hatte er einen großen Eimer stehen.« Sie zeichnete ihn mit den Händen nach.

»Und darin steckten Rosen, die unheimlich toll geduftet haben. Sie waren nicht nur rot, sie hatten alle Farben.«

Ich hatte die Stirn gerunzelt, was ihr gar nicht gefiel, denn sie piekste mich mit dem Finger. »Jetzt schaust du so wie meine Eltern, die haben mir auch nicht geglaubt.«

Ich drehte den Kopf und sah, wie Mrs. Quentin nickte.

»Also gut«, sagte ich. »Die Rosen hatten verschiedene Farben. Hat dich das nicht gewundert?«

»Und wie? Ich habe den Mann auch gefragt, wie so etwas überhaupt kommt.«

»Was sagte er denn?«

»Dass es besondere Rosen wären. Blumen, die verzaubert sind. Aus einem geheimnisvollen Land.«

»Das hast du geglaubt?«

»Zuerst nicht.«

»Wann denn?«

»Als ich mich bückte.«

Ich schüttelte den Kopf. »Bückte. Warum hast du das denn getan?«

»Himmel, sei doch nicht dumm. Die Rosen steckten in einem Eimer. Der Eimer stand auf dem Boden. Ich musste mich bücken und daran riechen. Das habe ich getan.«

»Schön, Iris. Bisher ist alles klar. Dann ist doch bestimmt etwas passiert?«

»Ja, ich konnte die Rosen riechen. So etwas habe ich noch nie erlebt. Es war super, ich sah nichts mehr, ich konnte nur riechen. Nur – nur diesen Duft.«

»Hat er dir gefallen?«

Iris überlegte. »Zuerst schon, aber später nicht mehr. Ich wollte wieder hoch, aber das konnte ich nicht. Ich musste immer nur riechen. Und der Duft war schlimm.«

»Wie schlimm?«

»Er roch so alt.«

Ich war mir sicher, dass ich mich allmählich dem eigentlichen Punkt näherte, aber ich wusste genau, dass ich behutsam vorgehen musste. Zudem schien Iris das Thema selbst unangenehm zu werden, denn sie hatte einen trotzigen Blick.

»Willst du nicht mehr?« fragte ich.

»Nein.«

Das hatte ich mir gedacht, aber ich wollte nicht stoppen, nicht jetzt, wo es anfing, spannend zu werden.

»Ich möchte was trinken.«

Das hatte auch Mrs. Quentin gehört. Sie stand auf und schenkte ihrer Tochter ein Glas mit Saft voll. Mich beobachtete sie dabei mit gemischten Gefühlen.

Während Iris trank, sprach ich ihre Mutter an. »Mrs. Quentin, ich denke, wir nähern uns jetzt einem wichtigen Punkt. Ich möchte gern weitermachen, auch wenn ihre Tochter nicht glücklich darüber ist.«

»Aber Sie sehen doch, dass es ihr nicht gefällt!« zischelte sie.

»Das weiß ich. Trotzdem, lassen Sie es mich auf eine andere Art und Weise probieren.«

Sie schwieg, schaute Iris an, dann mich und hob schließlich die Schultern.

»Also gut, wenn Sie unbedingt wollen«, sie nahm dem Mädchen das leere Glas wieder weg, »dann tun Sie es.«

»Danke, Mrs. Quentin.«

»Fühlst du dich jetzt besser, Iris?« fragte ich das Kind mit dem Greisinnengesicht.

»Ja, das war gut. Ich hatte großen Durst, als wäre ich so ausgetrocknet. Komisch.«

Ich kam sofort wieder auf das Thema. »Und die Rosen damals hast du nicht gemocht?«

»Nein, sie waren so schrecklich. Alle in anderen Farben, aber später erst.«

Während das Kind abgelenkt war, hatte ich mein Kreuz hervorgeholt.

Noch hielt ich es in der Hand versteckt, denn es stand nicht fest, wie Iris auf den Anblick reagieren würde. Etwas Schreckliches war mit ihr geschehen. Wahrscheinlich hervorgerufen durch den Duft der Rosen war sie schnell gealtert. Dieser Vorgang hielt keiner normalen und auch rationalen Erklärung stand, hier musste Magie mit im Spiel gewesen sein. Eine durchaus gefährliche Magie, der ich die Kräfte meines Kreuzes entgegensetzen wollte.

Ich fragte mich, wie das Mädchen auf die Konfrontation des Kreuzes mit der Magie reagieren würde. Aus neugierigen Augen blickte sie mich an. Sie hatte wohl gespürt, dass ich mir etwas anderes hatte einfallen lassen und forderte es durch ihre Blick förmlich heraus. »Was versteckst du vor mir, John?«

»Das sage ich dir gleich.«

»Warum denn?«

»Zuvor eine Frage. Hast du Furcht oder sogar Angst vor einem Kreuz, Iris?«

»Warum?«

»Ich hätte gern eine Antwort.«

Sie hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Ich habe hier kein Kreuz gesehen, aber…«

»Da ist es.« Ich hatte den Arm ausgestreckt und im nächsten Moment die Faust geöffnet.

Frei lag das Kreuz!

Mein Blick pendelte zwischen ihm und dem Gesicht des Mädchens,

das für mich dann interessanter wurde, denn plötzlich riss Iris den Mund auf und stieß einen Schrei aus. Er war nicht schrill oder laut, aber klang durchaus angstvoll.

Sie zitterte und kippte in der nächsten Sekunde starr wie eine Tote zurück…

***

Ich war von dieser Reaktion weniger überrascht worden als Mrs. Quentin. Sie hielt nichts mehr auf ihrem Stuhl und schnellte in die Höhe. Mit wenigen Schritten war sie bei mir, wusste im Moment nicht, was sie tun sollte, und bevor sie sich auf ihre Tochter werfen konnte, stand ich dicht vor ihr.

»Was haben Sie mit meinem Kind gemacht, Sinclair? Mein Gott, was haben Sie getan?« Zum Glück schrie sie nicht. Ihre Stimme klang keuchend und so leise, dass der Schall nicht aus dem Zimmer drang. Aber sie ballte die Hände zu Fäusten, um gegen meine Brust zu trommeln, und dann, als ich ihre Handgelenke festhielt, holte sie schluchzend Luft und fing an zu weinen.

»Bitte, Mrs. Quentin, Sie müssen sich jetzt zusammenreißen…«

»Meine Iris…«

»Ich weiß, dass es schwer ist. Sie wollen doch auch, dass sie wieder normal wird.«

Aus ihrer Kehle drang ein gequälter Laut. »Ja, das will ich, das will ich, aber nicht so.« Sie hatte keine Kraft mehr. Hätte ich die Frau nicht gehalten, wäre sie zusammengebrochen. So aber schleppte ich sie zur Seite und drückte sie wieder auf ihren Platz nieder, wo sie hocken blieb und die Hände vor ihr Gesicht schlug. Sie sprach in die Hände hinein und redete davon, dass alles zu viel für sie gewesen war. Auch ihren Mann Harold erwähnte sie. Hinter seiner Person stand ebenfalls ein Fragezeichen, und ich wollte mich später nach ihm erkundigen.

Iris war jetzt wichtiger.

Ich ließ Bea Quentin sitzen und nahm wieder meinen Platz auf der Bettkante ein. Wie eine Tote lag das Kind auf dem Rücken. Es sah kaum aus wie ein Mensch, eher wie eine Puppe, der man ein anderes Gesicht verpasst hatte. Ein kleines Scheusal aus der Fabrik eines Monstermachers.

Dass dem nicht so war, wusste ich genau. Mir war klar geworden, dass sie unter einem fremden Einfluss stand, der mit der Kraft des Kreuzes auf keinen Fall etwas zu tun haben wollte.

Ich hörte ihren Atem nicht, und zum ersten Mal durchfuhr mich ein heißer Schreck. Mein Magen verwandelte sich in einen Stein. Ich beugte mich ihrem Mund entgegen, um mich zu überzeugen, dass zumindest ein schwacher Atem über die Lippen floss.

Da war nichts.

Dann fühlte ich nach dem Herz- und Pulsschlag.

Beides war vorhanden, und mir fiel ein dicker Brocken vom Herzen. Das also war geschafft, der Tod hatte nicht über Iris gesiegt. Mein Kreuz hatte sie in eine tiefe Trance fallen lassen, aus der ich sie wieder hervorholen musste.

Aber wie sollte ich das anstellen? Iris lag im Koma, das stand fest. In einem Zustand, den ich als Hypnose bezeichnete, und ich musste einfach versuchen, sie innerhalb dieser Hypnose zum Sprechen zu bewegen.

Wahrscheinlich konnte sie mir dann mitteilen, wie sich alles genau abgespielt hatte, als sie an den Rosen roch. Da war sie ebenfalls in eine andere Bewusstseinsebene gezerrt worden und musste in diesem Zustand schreckliche Erlebnisse gehabt haben.

Mit dem Kreuz!

Für mich gab es keine andere Alternative. Das Kreuz hatte für den ersten Schritt gesorgt, es würde, darauf hoffte ich, mit mir zusammen auch den nächsten Schritt gehen.

Ich zerrte die Decke ein wenig zur Seite und schaute, bevor ich mich an meine »Arbeit« begab, noch einmal zu Bea Quentin hin, die sich nicht rührte, auf dem Stuhl hockte und ins Leere schaute. Ihre Augen sahen aus, als bestünden sie aus Glas. Sie musste gedanklich tief in einer anderen Sphäre sein, wahrscheinlich hatte sie sich in ihren schmerzvollen Erinnerungen verloren.

Ich jedenfalls wollte mehr wissen. Mehr über die Verwandlung, über den Grund und natürlich über den alten Mann, der in der Ruine gestanden hatte und auf seine Rosen achtgab.

Sehr behutsam legte ich das Kreuz auf die Brust des Mädchens, bereit, es jeden Augenblick wieder zurückzuziehen, wenn Iris reagierte.

Es geschah nichts.

Kein Aufbäumen, aber sie fiel auch nicht noch tiefer in die Welt der Trance.

Ich runzelte die Stirn. War mir ein Irrtum unterlaufen? Hatte das Kreuz seine Kräfte schon verspielt? Davon war ich nicht überzeugt. Ich wollte auch nicht akzeptieren, dass es auf einem toten Gegenstand lag. In Iris musste einfach noch Leben stecken, und dieses verschüttete Etwas musste ich wieder aus ihr hervorholen.

Leise Trittgeräusche lenkten mich ab. Ich drehte den Kopf und sah, wie Bea Quentin auf die Tür zuging, sie öffnete und wortlos das Zimmer verließ. Ich hielt sie nicht auf. Es war bestimmt besser, wenn sie mich mit ihrer Tochter allein ließ.

Bei Iris hatte sich nichts verändert. Noch immer die gleiche Starre, noch immer die aufgerissenen Augen, in denen kein Leben mehr schimmerte.

Ich streichelte über die Haut. Sie fühlte sich so weich an, so anders, beinahe wie Pudding, der zusammengedrückt wurde und sich zwischen den Fingern bewegte.

Sie hatte auch nicht die normale Wärme. Vielleicht war sie etwas kälter, doch so genau konnte ich das nicht beurteilen. Eine Idee war mir schon längst durch den Kopf gespukt. Noch hatte ich nicht alle Kräfte des Kreuzes ausgespielt. Es war nicht aktiviert worden, und diesen letzten Schritt wollte ich nun gehen.

Natürlich dachte ich über das Risiko nach. Es war vorhanden, zweifelsohne, aber in meiner Situation gab es keine andere Wahl mehr. Zudem fühlte ich mich schuldig, das Kind in diesen außergewöhnlichen Zustand versetzt zu haben, und ich glaubte einfach nicht daran, dass die hier praktizierenden Ärzte es durch Spritzen wieder in die normale Welt zurückholen konnten.

Also die Aktivierung!

Es war normal warm im Zimmer. Dennoch stand mir der Schweiß auf der Stirn. Ich wischte ihn ab, dann holte ich noch einmal tief Luft und sprach mit leiser Stimme die wichtige Formel, die alles verändern konnte.

»Terra pestem teneto – salus hie maneto!«

Jetzt kam es darauf an!

***

Sekunden verstrichen…

Kein Licht, keine gleißende Helligkeit, die wie ein Strahlenkranz aus dem Kreuz hervorsprühte und mich, das Kind und das gesamte Zimmer umhüllte.

Es passierte überhaupt nichts!

Schon einige Male hatte mich die Reaktion des Kreuzes überrascht, in diesem Fall allerdings stand ich regelrecht auf dem Trockenen, und ich verstand die Welt nicht mehr. Das hier war völlig anders, es widersprach den alten Regeln, das Kreuz hätte sich »melden« und auf die fremde Magie reagieren müssen, aber nichts passierte, und so verstrichen weitere Sekunden.

Sollte ich die Formel noch einmal aussprechen?

Es war nicht mehr nötig, denn es erfolgte eine Reaktion. Genau in der Mitte des Kreuzes, wo die alten Zeichen einmal verschwunden gewesen waren, glühte es auf.

Diesmal war es kein helles Strahlen, kein Gleißen und kein Sprühen, die Reaktion war für mich unbegreiflich, und sie konzentrierte sich auch nur auf die Mitte.

Das Glühen blieb, verstärkte sich nicht, aber es bildete den Hintergrund für etwas anderes. Für ein Bild, dessen Inhalt sich sehr scharf abzeichnete.

Es war kaum zu fassen, und ich hockte ebenso starr da, wie das Mädchen im Bett lag.

Ein Bild, das eine Szene zeigte. Sie war mit düsteren Farben gemalt, ich sah einen Strauß, der sich im Hintergrund bewegte. Es waren Blumen, die sich abmalten. Rosen – Gewächse, von denen auch Iris gesprochen hatte, und ich erkannte staunend, dass sie nicht gelogen hatte, was die Farben der Blumen anging.

Keine dunkelroten Rosen, keine hellroten, auch keine lachsfarbenen oder gelben. Diese hier waren von einer schmutzigen dunkelgrünen bis braunen Farbe.

Nur eine Rose nicht!

Es war die Blume in der Mitte. Ihre Blüte leuchtete in einem hellen Blau.

Sie stachen wie ein freundlicher Gruß aus der Trübnis hervor, wie eine Hoffnung, die allerdings schnell zerrann, als ich die dunkleren Punkte und Flecken auf den Blütenblättern sah. Zuerst konnte ich mit ihnen nichts anfangen, bis mir klar wurde, dass sie nicht schwarz, sondern dunkelrot schimmerten.

Rot – die Farbe des Blutes.

Und es war Blut, das sich nicht nur auf die eine hellbraune Rose konzentrierte, sondern auch die anderen bedeckte, nur fielen die Tropfen dort nicht so auf.

Überall hatten sie sich verteilt. Sie hingen an den Blättern innen ebenso wie außen. Sie klebten an ihnen wie Käfer, und nichts auf dem Bild bewegte sich.

Ich begriff nicht, weshalb mir dieses Bild präsentiert wurde. Und ich fragte mich natürlich sofort, wie es möglich war, dass es sich in der Mitte meines Kreuzes abzeichnete.

Jemand musste es transportiert haben, denn das Kreuz selbst war mit diesen Rosen nie in Berührung gekommen.

Es gab also eine andere Macht, die mein Kreuz als Übermittler einspannte.

Welche?

Eine Frage, eine Antwort. Es konnte nur das Mädchen mit dem alten Gesicht sein. Zwar war es beim Anblick des Kreuzes in eine Trance gefallen, seine Gedanken jedoch arbeiteten weiter, und ich konnte mir vorstellen, dass es genau die Gedanken waren, die sich als Bild in der Kreuzmitte abzeichneten. Iris beschäftigte sich mit den Rosen, denn sie hatten die wichtigste Rolle bei ihrer schrecklichen Veränderung gespielt. Sie wollten ihr nicht aus dem Kopf, sie durchkreisten ihr Gehirn, mal verschüttet, dann wieder deutlicher, so wie es jetzt passiert war. Das andere, das normale Leben war weggetaucht, dafür war die Erinnerung an die Oberfläche gelangt.

Das Bild faszinierte mich. Ich konnte den Blick nicht abwenden, und

nun, als ich mich voll und ganz darauf konzentrierte, stellte ich fest, dass es nicht so ruhig vor mir lag, wie es beim ersten Hinsehen den Anschein gehabt hatte.

Das Bild bewegte sich in seinem Innern. Die Blätter der dunklen Rosen zitterten an ihren Außenseiten, als wäre ein leichter Windzug daran entlanggestreift. Dadurch gerieten auch die Blutstropfen in Bewegung und rannen wie Wasser an den Innen- und Außenseiten der Blüten entlang.

Auch im Hintergrund nahm ich eine Bewegung wahr.

Etwas erschien dort, das sich hell von den anderen Dingen im Vordergrund abzeichnete. Zuerst war ich skeptisch, dann aber hielt ich den Atem an, weil ich erkannt hatte, was sich da von hinten nach vorn schob. Eine gelbliche Knochenhand, deren Finger den Griff eines langen Dolches umklammert hielten. Ein Dolch, an dessen Klinge das Blut klebte, als wäre es erst kurz zuvor aus einer Wunde gezogen worden.

Die Klaue wanderte höher, sie und die Dolchklinge schwebten plötzlich über dem Strauß.

Dann rammte sie nach unten!

So schnell, dass ich unwillkürlich zurückzuckte, sofort aber wieder hinschaute und sah, dass die Klinge ihren Weg genau zwischen den Rosen gefunden hatte.

Im selben Augenblick schlug Iris Quentin die Augen auf, und schlagartig war das Bild auf meinem Kreuz verschwunden…

***

Ich nahm es wieder vom Körper des Mädchens weg. Ich lächelte in das alte Gesicht hinein, sah die müden, aber auch etwas verwirrten Augen und das Zucken der Lippen.

»Du bist da, John?«

»Ja, ich habe gewartet.«

»Komisch.«

»Was ist komisch?«

»Ich bin…«, sie suchte nach Worten, »ja, ich bin plötzlich eingeschlafen. Auf einmal. Ich weiß auch nicht, wie das gekommen ist. Oder war das nicht ein Kreuz?«

Ich nickte ihr zu. »Es stimmt, du hast ein Kreuz gesehen, und das gehört mir.«

»So ist das.«

»Hast du auch geträumt, Iris?«

Sie überlegte einen Moment und richtete sich wieder auf. Dabei bewegte sie den Kopf. Sie stellte fest, dass ihre Mutter nicht mehr im Zimmer saß, und sie fragte sofort nach ihr.

»Deine Mutter ist nur für ein paar Minuten hinausgegangen. Sie wird

wieder zurückkehren.«

»Ja, das ist gut.«

»Erinnerst du dich, Iris? Ich habe dich gefragt, ob du etwas geträumt hast.«

»Jaaa…«, erwiderte sie gedehnt.

»Und?«

Sie hob die Schultern. »Da war etwas, John, da war sogar viel. Ich kann es nicht so erzählen, weißt du.«

»Du könntest es versuchen.«

Sie hob die Schultern. »Es ist so schwer, sich daran zu erinnern.« Sie knetete die Finger. »Alles liegt so weit weg…«

»Darf ich dich etwas fragen?«

»Klar.«

»Hat dein Traum etwas mit den Rosen zu tun gehabt?«

Kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, da öffnete Iris den Mund und schnappte nach Luft. »Ja, ja«, sagte sie hastig. »Woher weißt du das? Ich habe wieder die Rosen gesehen. Ich war wieder da. Ich tauchte wieder ein. Ich sah andere Bilder, ich hörte auch andere Geräusche, wenn du verstehst.«

»Noch nicht, aber du wirst mir sicherlich mehr darüber sagen können.«

»Nein, eigentlich nicht. Das waren alles so komische Sachen. Sie – sie sahen anders aus.«

»Wie anders denn?«

»Nicht wie heute.«

Ich lächelte kantig. »Das verstehe ich nicht. Sie sahen also nicht so aus wie heute, sondern wie zu Zeiten, die schon längst verschwunden sind? Habe ich dich da richtig verstanden?«

»Keine Ahnung. Wie in alten Büchern, die ich bei meinem Vater mal gesehen habe.«

»Welche meinst du da?«

»In denen aber früher geschrieben wurde. Wo es noch keine Autos gab. Ich habe auch Pferde wiehern hören. Das ist schon alles komisch gewesen, John, ehrlich.«

»Das glaube ich dir gern. Mal eine andere Frage: Und du hast dich dazwischen befunden?«

Sie nickte.

»Wie denn?«

»Ich war da. Ich hörte viel, ich konnte wenig sehen, und man sah mich auch nicht, glaube ich.« Sie schlug die Hand gegen die Stirn. »Aber da waren immer wieder neue Blumen, die Rosen. Sie – sie – und ihr Geruch. Ich kam nicht weg. Ich habe ihn immer wieder gerochen. Er war so alt, so komisch süßlich.« Sie öffnete den Mund und schnalzte mit der Zunge. »Noch jetzt kann ich ihn schmecken.«

»Süßlich?« wiederholte ich. »Aber sicherlich nicht wie Schokolade. Oder liege ich da falsch?«

»Nein, das stimmt schon.« Iris schüttelte den Kopf. »Ich meine, das roch nicht wie Schokolade. Die riecht doch nicht widerlich. Oder meinst du das?«

»Bestimmt nicht.«

»Na, also.«

»Kannst du dich nicht erklären?«

Iris überlegte und meinte dann: »Sogar etwas faul, John. Ja, es roch sogar faul.«

Ich strich über ihr Haar. »Es ist schon gut, Iris, du brauchst dich nicht weiter anzustrengen.« Ich erklärte ihr den Grund nicht, aber das letzte Wort hatte mich auf eine bestimmte Spur gebracht, denn süßlich und faulig roch auch Leben, das allmählich verging oder schon vergangen war.

Dann sagte Iris etwas, das mich tief traf. »Aber mein Gesicht ist noch da.«

»Ja.«

Sie stand dicht vor dem Weinen. Mit beiden Händen umklammerte sie mich. »Aber ich will es weghaben, John. Du hast es mir versprochen. Ich will wieder so aussehen wie früher. Und ich will auch den Geruch nicht wieder in der Nase haben.«

»Wir werden sehen, was sich machen lässt.«

»Wir?« fragte sie.

»Ja, Iris. Es kann durchaus sein, dass wir noch länger zusammenbleiben müssen. Aber darüber reden wir noch, wenn deine Mutter wieder bei dir ist.«

Als hätte ich ein Stichwort gegeben, so wurde die Tür geöffnet, und Bea Quentin betrat zusammen mit Professor Mansing das Zimmer. Die Frau sah aus, als wollte sie sich auf mich stürzen. Sie hatte ihren Schock überwunden, aber das erste Wort der Anklage blieb ihr schon im Hals stecken, als Iris den Arm hob, ihr zuwinkte und dabei rief: »Hallo, Mum, da bist du ja.«

Bea Quentin blieb stehen. »Iris…?«

»Ist was?«

Die Frau holte Luft. Der Professor stand neben ihr und sah etwas durcheinander aus. »Ich – ich denke, du bist bewusstlos oder noch etwas Schlimmeres.«

»Nein, bin ich nicht.«

»Aber du hast…«

»Ja, Mum.«

Bea stürzte auf ihre Tochter zu und umarmte sie. Ich wandte mich an den Professor, der von mir wissen wollte, was hier geschehen war, denn Bea war ganz aufgelöst in sein Zimmer gestürzt.

»Nichts Weltbewegendes«, erwiderte ich. »Iris ist nur in eine Art von Trance gefallen.«

Damit gab sich Mansing nicht zufrieden. »Das ist höchst seltsam. Wie kann das passieren?«

»Es ist alles wieder in Ordnung. Haben Sie nicht selbst gesagt, dass dieses Kind gesundheitlich voll auf der Höhe ist?«

»Ja, das habe ich. Umso mehr erstaunt es mich, dass es in eine Trance fiel.«

»Es hat mit dem körperlichen Zustand nichts zu tun, Professor, das müssen Sie mir glauben.«

Mansing schüttelte den Kopf. »Ich weiß bald nicht mehr, was ich glauben soll und was nicht. Wenn ich ehrlich sein soll, dann bin ich überfragt.«

»Ich möchte Sie noch einmal fragen: Das Kind ist körperlich völlig gesund?«

»Das kann ich bestätigen.«

»Gut. Würden sie ihm denn erlauben, eine längere Reise mit mir zusammen zu unternehmen?«

»Bitte…?«

»Ja, eine Reise.«

»Mit dem Gesicht?«

»Ja, mit dem Gesicht.«

»Meine Güte, das ist doch…«, erhob die Schultern. »Was werden die Leute sagen?«

»Es ist mir egal, denn wichtig ist einzig und allein der Erfolg. Und ich möchte, dass Iris wieder ihr normales Kindergesicht zurückerhält. Das ist meiner Ansicht nach nur möglich, wenn ich mit ihr in ein anderes Land fahre, wo praktisch alles begonnen hat.«

»Wo wäre das denn?«

»Österreich.« Er hob die Schultern. »Ich mische mich nicht mehr ein. Wenn Sie das Risiko auf sich nehmen wollen, bitte. Sie müssen die Mutter fragen, schließlich ist Iris ihr Kind. Da der Vater nicht hier ist, hat sie allein die Verantwortung.«

»Ach ja, der Vater. Wissen Sie vielleicht, wo er sich aufhält?«

»Nein, er ist verschwunden. Selbst Mrs. Quentin weiß es nicht oder will es nicht wissen. Das alles ist mehr als rätselhaft, Mr. Sinclair, aber wenn Sie eine Chance sehen, die Dinge zu ändern, versuchen Sie es. Ich für meinen Teil bin überfragt. Hier sind Dinge passiert, die ich nicht nachvollziehen kann. Zumindest nicht als Arzt und Wissenschaftler.«

»Das verstehe ich.«

Bea Quentin war wieder aufgestanden. Sie trat auf uns zu. Ihre Stimmung hatte sich normalisiert. »Iris ist wieder okay, Mr. Sinclair. Darf ich Sie fragen, was Sie jetzt vorhaben?«

»Im Moment bin ich noch unsicher. Wo kann ich Sie erreichen, Mrs. Quentin?«

»Ich bleibe vorerst bei meiner Tochter.«

»Also hier im Zimmer?«

»Ja.«

»Gut.« Ich nickte. »Es wird nicht lange dauern, dann werde ich zu Ihnen zurückkehren, weil wir über ein bestimmtes Problem reden müssen. Sind die beiden Conollys noch da?«

»Ja, sie warten.«

»Gut. Wir sehen uns noch, Mrs. Quentin.« Von dem Professor verabschiedete ich mich mit einem Nicken. Dann verließ ich das Krankenzimmer.

***

Ich fand die beiden Conollys in der Cafeteria der Klinik, wo Bill vorwurfsvoll auf die Uhr schaute, als ich den in freundlichen Farben eingerichteten Raum betrat.

»Du hast dir aber verdammt lange Zeit gelassen.«

Ich zog mir einen Stuhl heran. »Es ging nicht schneller.«

»Hast du wenigstens etwas erreicht?« wollte Sheila wissen.

»Zumindest einen Teilerfolg«, gab ich zu.

»Und wie sieht der aus?«

Ich hob die Schultern. »Wir müssen davon ausgehen, dass wir die Spur hier in London nicht aufnehmen können. Das ist nicht möglich. Was ich erfahren habe, deutet darauf hin, dass ich in die Wachau muss.«

»Wie bitte?«

»Ja, Bill, in die Wachau. Nach Dürnstein, um genauer zu sein, denn dort hat es begonnen. Da ist Iris Quentin in den Kreislauf hineingeraten, aus dem ich sie bisher nicht befreien konnte, trotz meiner Bemühungen mit dem Kreuz.«

»Zu vage«, sagte Bill. »Ich denke mal, dass du uns einiges zu erzählen hast.«

»Das stimmt.«

»Fang von vorn an.«

Den Gefallen tat ich den beiden. Sheila schenkte mir Kaffee in eine noch saubere Tasse. Die Conollys hatten sich eine Kanne kommen lassen. Ich brauchte den Schluck und berichtete haarklein, was mir mit dem Mädchen widerfahren war.

Die Freunde hörten mir gebannt zu, und es war Bill, der mir zunickte.

»Also, das ist ein Ding. Wenn du mich fragst, John, hätte ich an deiner Stelle ebenso gehandelt.«

»Es ist die einzige Chance«, murmelte ich. »Und es kommt noch

etwas hinzu, an das ich auch erst auf dem Weg hierher zu euch gedacht habe, das von einer nicht zu unterschätzenden Wichtigkeit sein kann. Es dreht sich um den Ort Dürnstein und um die alte Ruine auf dem Berg, wo Iris den alten Mann mit den Rosen getroffen hat. Fällt euch nichts auf oder ein, wenn ich den Namen Dürnstein erwähne?«

Die Conollys überlegten, und es war Sheila, die das sagte, was ich hören wollte. »Moment mal, da gab es doch eine Legende. Angeblich soll Richard Löwenherz in der Festung Dürnstein gefangen gehalten worden sein, bis der Sänger Blondel seinen Aufenthaltsort herausgefunden hat. War es nicht so?«

»Voll und ganz.«

Bill pfiff durch die Zähne. »Natürlich, Richard Löwenherz, ein Ritter, ein Templer?«

Ich nickte.

»Und du hattest mit ihm zu tun, wenn ich das Mal so sagen darf. Bist du nicht mal Richard Löwenherz gewesen, ebenso wie Hector de Valois, John?«

»So ist es wohl.«

»Dann ist das genau die Spur. Du musst nach Dürnstein, daran geht kein Weg vorbei. Du musst versuchen, das Rätsel über die Veränderung des Gesichts zu lösen.«

»Und zwar mit Iris an meiner Seite.«

Sheila erschrak. »Himmel, John, das kannst du nicht tun. Was sagt denn die Mutter dazu?«

»Ich habe mit ihr noch nicht gesprochen. Habe allerdings gehofft, dass ihr mir dabei helfen werdet, sie zu überzeugen.«

»Ich für meinen Teil bin dabei«, meldete sich Bill. »Das muss einfach so laufen. Ich könnte mir ebenfalls vorstellen, mit euch in die Wachau zu reisen. Das wären immerhin zwei Augen mehr.«

Sofort erklang Sheilas Einspruch. Das war schon immer so, daran hatten Bill und ich uns längst gewöhnt. »Bill, das ist nicht dein Problem. Du hast mit dieser Sache nichts zu tun. Richard Löwenherz ist eine Legende, das heißt, niemand weiß genau, ob er tatsächlich auf der Festung Dürnstein gefangen gehalten wurde und…«

»Aber Tatsache ist doch«, fiel Bill seine Frau ins Wort, »dass John einiges erfahren hat. Iris ist zu der alten Ruine hochgestiegen und hat dort denn Mann mit den Rosen getroffen. Für mich sind das Todesrosen. Es muss mit der Ruine zu tun gehabt haben.«

»Das kann auch Zufall gewesen sein«, widersprach Sheila.

»Nein«, sagte ich. »Es muss einfach Zusammenhänge geben. Ich werde auf jeden Fall reisen, denn ich möchte den Mann treffen, der auf der Ruine dem Kind die Rosen gegeben hat. Nur durch das Riechen dieser Blumen hat sich Iris' Gesicht so schrecklich verändert.

Das müsst ihr doch einsehen.«
»Ich schon«, sagte Bill.
»Aber es ist nicht dein Bier«, sprach Sheila dagegen. »Außerdem kann John Suko mitnehmen, der wird dafür bezahlt. Wir werden eben hier die Augen offen halten.«
»Bei wem denn?«
»Bea ist auch noch da.«
Bill hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob du da so richtig liegst, Sheila.«
»Warum nicht?«
»Es kann doch sein, dass sie ihre Tochter nicht allein reisen lassen will. Wäre dir das denn Recht?«
»Ich kann es ihr nicht verbieten, Bill.« Sheila stand auf. »Los, wir werden sie fragen und können uns dann noch immer entscheiden.«
»Einverstanden.« Synchron stimmten der Reporter und ich zu.

***

Bea Quentin war mit ihrer Tochter wieder allein. Jetzt, wo Sinclair und der Professor das Zimmer verlassen hatten, fühlte sie sich nicht mehr wohl.
Sie hatte es gewünscht, aber mit Iris allein zu sein, empfand sie als befremdend.
Das hatte ihr sonst nichts ausgemacht, heute war es anders. Sie wusste auch nicht, womit dies zusammenhing, und grübelte über eine Lösung nach. Es konnte natürlich sein, dass mit Iris etwas geschehen war, als man sie mit John Sinclair allein gelassen hatte. Wie tot hatte sie in ihrem Bett gelegen. Sie war regelrecht weggetreten und dann aus der tiefen Trance erwacht.
Deshalb wohl kam sie Bea so verändert vor. Als wäre sie während ihrer Trance von einem schlimmen Erlebnis gezeichnet worden, über das sie aber nichts verraten wollte.
Es fiel der Frau nicht leicht, der eigenen Tochter zuzulächeln, die im Bett saß, den Kopf gedreht hielt und Bea anschaute. Iris lächelte nicht zurück.
»Was ist mit dir, Kind?«
Kopfschütteln.
»Fühlst du dich nicht gut?«
Iris hob die Schultern.
»Möchtest du hier weg?«
»Wieso?«
Bea war froh, dass Iris überhaupt mit ihr sprach. »Ich meine, stört dich das Krankenzimmer? Du bist völlig gesund, wie der Professor gesagt hat. Da hat es eigentlich keinen Sinn, wenn du hier sitzt oder liegst. Wir können auch wieder nach Hause gehen.«

Die alte Stirn innerhalb des Greisinnengesichts legte sich in noch tiefere Falten. Ein Zeichen, dass das Kind überlegte. Iris gab die Antwort. »Ich will es nicht!«

»Nicht nach Hause?«

»Ja.«

»Willst du überhaupt weg?«

Das Mädchen nickte.

»Und wohin?«

»Ich muss weg!« flüsterte die Kleine und schleuderte die Decke zurück, um aufstehen zu können. »Ich – ich kann einfach nicht mehr hier bei dir bleiben, verstehst du?«

Bea Quentin schüttelte den Kopf, denn sie begriff nichts. Die Reaktion ihrer Tochter erschreckte sie. Das war nicht mehr die Iris, die sie kannte. Abgesehen von ihrem Äußeren hatte sie sich auch innerlich verändert. Beas Ansicht nach war innerhalb von Sekunden aus dem Kind eine erwachsene Frau geworden, und wenn sie ehrlich war, fürchtete sie sich davor.

Vor dem Bett war Iris stehen geblieben, die kleinen Hände hatte sie zu Fäusten geballt. Auch der Ausdruck ihrer Augen war nicht mehr der gleiche. Sehr hart und kalt schaute sie die Mutter an. So etwas kannte Bea nicht von ihr, und sie merkte genau die plötzliche Entfremdung zwischen ihnen.

»Ich will weg!«

»Dann sag bitte, wohin du willst.«

»Zu ihm!«

»Wen meinst du?« Die Stimme der Frau hatte einen schrillen Unterton angenommen.

»Ich will den Mann mit den Rosen sehen. Ich will auf die Ruine. Der Mann mit den Rosen hat sich bei mir gemeldet. Ich habe ihn gespürt, als John bei mir war. Plötzlich war wieder alles lebendig in meinem Kopf. Ich muss zu ihm. Er hat mich gerufen. Keiner kann mich aufhalten, Mum, keiner.«

Bea Quentin hatte genau zugehört.

Sie schüttelte den Kopf. »Das ist verrückt!« flüsterte sie. »Das ist total verrückt und nicht nur das, es ist auch unmöglich. Du kannst doch nicht in die Wachau fahren. Das darfst du nicht.«

»Ich will ihn sehen, und ich werde ihn sehen.« Iris trat wütend mit dem rechten Fuß auf.

»Himmel, wer ist denn dieser Mann?«

»Er verkauft die Rosen.«

»Ist das alles?«

»Nein!«

»Was treibt dich dann zu ihm?«

»Er wird es mir sagen. Er hat es mir schon in meinem Traum

angedeutet. Er ist derjenige, dem ich jetzt vertrauen muss. Ich will noch einmal die Rosen sehen.«

Bea verstand die Welt nicht mehr. Ihre Tochter war verrückt geworden.

Sie führte es sofort auf die Behandlung durch diesen John Sinclair zurück.

Dann schlug sie so laut gegen ihr Gesicht, dass es klatschte. »Reicht dir das nicht, Iris? Reicht dir diese Veränderung nicht, die du durchgemacht hast? Du bist vom Körper her ein Kind, aber du hast das Gesicht einer Greisin.«

»Ich weiß.«

»Dann bleib doch hier!«

»Nein!« Ihre Stimme hatte sich verdunkelt, und Bea glaubte schon, dass jemand anderer aus ihrem Mund gesprochen hätte. Jemand, dessen Gesicht sie angenommen hatte. Die Mutter war überfordert, sie wusste nicht, wie sie es schaffen sollte, Iris von diesem Vorhaben abzubringen, denn sie war dabei, es in die Tat umzusetzen. Als Iris sich abwandte und auf den Kleiderschrank zuging, schien es Bea, als würde ein fremdes Mädchen durch das Zimmer laufen. Ein Wesen, das nicht länger von dieser Welt stammte.

Iris drehte den Schlüssel einmal und hatte die Tür des Schrankes aufgeschlossen. Die Kleidung lag griffbereit in einem Fach. Iris griff danach, und ihre staunende Mutter schaute zu, wie die Tochter in die Hose stieg, den Pullover überstreifte und zum Schluss noch den gefütterten Anorak hervornahm.

Das alles erschien ihr völlig wirklichkeitsfremd. Sie schrak zusammen, als Iris den Reißverschluss in die Höhe zog.

»So«, sagte Iris.

»Und jetzt?«

»Lass mich gehen!«

Bea schluckte. Sie suchte nach Worten. »Du – du – willst das Zimmer tatsächlich verlassen?«

»Ja.«

»Aber du kannst doch nicht…«

»Der Mann mit den Rosen hat mich gerufen. Ich werde zu ihm fahren. Ich will hin.«

In diesem Augenblick brach bei Bea Quentin ein Damm. Sie hatte sich bisher zu stark zurückhalten müssen, nun aber schäumten die Gefühle über, und sie dachte daran, die Tochter mit Gewalt zurückzuhalten.

»Nein!« rief sie, lief rückwärts zur Tür, stellte sich dort hin und breitete die Arme aus. »Nein, so etwas lasse ich nicht zu. Es reicht mir, dass dein Vater verschwunden ist. Du wirst nicht gehen. Du bleibst hier bei mir!«

Iris kümmerte sich nicht um die Worte. Sie hatte einmal ihren Plan gefasst und ließ sich davon nicht abbringen. Sie schlug auch keinen Umweg ein, sondern schritt auf direktem Weg der Zimmertür entgegen, als würde sie ihre Mutter gar nicht zur Kenntnis nehmen. Die Haut in dem alten Gesicht zuckte. Iris bewegte ihren Mund. Speichel schimmerte auf den alten Lippen, und plötzlich begann sie zu reden, was allerdings mehr einem heiseren Knurren glich.

»Aus dem Weg!«

»Ich bleibe!«

Iris ballte die Hände. Sie hatte den Kopf zurückgelegt, um die Mutter anschauen zu können. »Du sollst verschwinden, hast du nicht gehört? Einfach weggehen, verdammt!«

»Und wenn nicht?«

»Ich lasse mich nicht aufhalten!«

Das war klar und deutlich. Bei Bea Quentin verwandelte sich das Unbehagen in Angst. Dichte Furcht vor der eigenen Tochter, die sich in ein kleines Monstrum verwandelt hatte und alles zur Seite räumen würde, was sich ihr in den Weg stellte. Plötzlich fror sie. Nicht allein wegen des Anblicks, sie dachte dabei auch an die Folgen, die so schrecklich sein konnten.

Sie konnte sich eine normale Lösung nicht mehr vorstellen, und Iris erweckte bei ihr den Eindruck, als würde sie auch vor Gewalt nicht zurückschrecken. Nein, das war nicht mehr sie, das war nicht mehr ihr Kind, das war eine völlig veränderte Person, die unter dem Einfluss einer bösartigen Macht stand.

»Bitte, Iris, du kannst es nicht tun!«

»Ich will aber!«

Wieder hatte sich die Stimme verändert, wie Bea mit Schrecken feststellte. Sie war noch tiefer geworden, als hätte jemand anderer aus ihr gesprochen. Aufhalten ließ sich das veränderte Kind nicht. Es ging auf die Mutter zu, die Distanz verkürzte sich – zuerst waren es noch vier, dann drei, dann nur noch zwei Schritte und jetzt…

Die Tür wurde von der anderen Seite aufgedrückt. Bea konnte nicht so schnell ausweichen. Sie spürte den Anprall im Rücken, hörte mehrere Stimmen zugleich, dann taumelte sie auf Iris zu, die rasch zur Seite trat.

Sekunden später standen wir im, Zimmer und sahen eine Bea Quentin, die aschfahl im Gesicht war…

***

Es gibt immer wieder Gelegenheiten, bei denen man sich wirklich wundern muss.

Genau so etwas passierte mir. Da hatte ich mit großen Überredungskünsten spekuliert, aber Bea Quentin war seltsamerweise

sofort damit einverstanden gewesen, dass ich zusammen mit Iris eine Reise in die Wachau antreten wollte.

»Fahren Sie«, hatte sie gesagt, »aber nehmen Sie mich bitte nicht mit. Fahren Sie mit ihr allein.«

Auch die Conollys zeigten sich konsterniert, und Sheila, die nachhaken wollte, erhielt nur ein Kopfschütteln als Antwort. Bea wollte mit der Sprache nicht heraus. Sie behandelte ihre Tochter sogar wie eine Fremde, denn sie schaute sie nicht einmal an, als Iris neben mir stand und sich gab wie ein normales Kind. Sie hatte meine Hand umfasst und mir erklärt, wie sehr sie sich auf die Reise freute.

»Wann können wir denn fahren?« wollte sie immer wieder wissen.

»Morgen, denke ich.«

»Das ist gut.«

Bea rannte plötzlich aus dem Zimmer, bevor einer von uns sie aufhalten konnte. Es war Sheila, die ihr nachging. Von Frau zu Frau konnte intimer gesprochen werden.

Bill und ich blieben zurück wie zwei begossene Pudel. Wir verstanden die Reaktion der Mutter nicht und suchten erst gar nicht nach großen Erklärungen.

»Nimm es einfach hin, John.«

»Was denn?«

»Dass hier irgendwas geschehen ist. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Würdest du denn an meiner Stelle fahren?«

»Ich bin nicht gefragt.«

Von der Tür meldete sich Sheila. »Kannst du mal eben kommen, Bill?«

Er drehte sich um. »Nur ich?«

»Ja.«

»Okay.« Er schaute mich verwundert an und verließ den Raum.

Iris und ich blieben zurück. Trotz des genauen Hinschauens konnte ich bei ihr keine Veränderung feststellen. Noch immer hatte sie das alte Greisengesicht, aber jetzt trug die statt des Nachtzeugs normale Kleidung.

»Warum hast du dich so plötzlich umgezogen?« fragte ich.

»Weil ich jetzt weggehen wollte.«

»In die Wachau?«

»Ja, zu dem Mann mit den Rosen.«

»Und du hast nichts dagegen, wenn ich dich dorthin begleite?«

»Nein, habe ich nicht.«

»Kannst du mir den Grund sagen?«

»Du kannst ja auf mich aufpassen.« Ich lachte, aber es klang unecht, denn ein Grund zur Fröhlichkeit bestand nicht. »Das werde ich sowieso, mein Kind.«

Iris schaute von der Seite zu mir hoch. »Sollen wir nicht schon heute

fahren?«
»Das wird wohl kaum gehen.«
»Warum denn nicht?«
»Weil wir noch einige Vorbereitungen treffen müssen. Sei mir nicht böse, aber mit deinem Gesicht fällst du auf. Ich glaube, wir müssten daran etwas ändern.«
»Wie denn?«
»Vergiss nicht, dass ich Polizist bin. Bei uns gibt es wunderbare Maskenbildner. Die werden es schaffen, dich wieder in ein Kind mit normalem Gesicht zu verwandeln. Dann muss noch ein Foto geschossen werden, denn ohne Ausweis kannst du nicht reisen.«
»Du bist toll, John.«
»Warte es ab.«
Sheila und Bill kehrten zurück. Ihre Gesichter sahen nicht gerade fröhlich aus, und Bill bat mich, mit in den Flur zu kommen, weil er mir etwas zu sagen hatte.
»Es ist so, John, die Mutter ist weg. Sie will ihre Tochter vorläufig nicht mehr sehen.«
Das erstaunte mich. »Wieso denn nicht? Warum denn alles so überstürzt und plötzlich?«
»Bea hat vor ihrer eigenen Tochter Angst bekommen. Das ist sogar verständlich.« Er berichtete mir, wie Iris reagiert hatte, als ihre Mutter sie nicht hatte aus dem Zimmer lassen wollen. »Die Kleine hat sich verändert, John. Sie ist längst nicht mehr so, wie sie noch vor zwei Stunden war. Da muss es zu einer völligen Umkehr gekommen sein. Ich fürchte, dass du daran nicht ganz unschuldig bist.«
»Du meinst damit mein Kreuz.«
»Wie auch immer. Sie hat sich jedenfalls verändert. Da ist etwas hochgestiegen, das zwar schon in ihr steckte, aber durch deine Behandlung richtig erweckt wurde.«
»Höre ich da einen Vorwurf durch?«
»Überhaupt nicht. Wir halten uns nur an die Tatsachen. Nur Bea Quentin ist fertig.«
»Wo ist sie denn jetzt?«
»Sie wollte nach Hause. Jetzt hast du das Kind am Hals.«
Ich nahm es mit einem bitteren Humor. »Das war doch mein Plan. Wir müssen noch Vorbereitungen treffen. Ein Maskenbildner muss an Iris arbeiten, sonst gibt es Schwierigkeiten bei der Passkontrolle.«
»Verstehe.«
»Was genau zwischen Mutter und Tochter passiert ist, das weißt du nicht?«
»Nein. Doch es klang aus Beas Sicht schlimm genug. Iris hätte sie sogar mit Gewalt aus dem Weg geräumt. Ich meine schon, dass so etwas tief blicken lässt.«

»Ja, das stimmt.«
»Sieh dich also vor.«
Ich hob die Schultern. »Komisch, bei mir hat sie sich ganz anders benommen.«
»Kann ich nicht beurteilen. Wenn ihr aber in der Wachau seid, musst du mit allem rechnen. Wenn du mich fragst, dann sage ich dir, dass die Kleine besessen ist. Da steckt ein anderer Geist in ihr. Irgendein Unwesen aus der Vergangenheit oder was weiß ich. Zu beneiden bist du nicht.«
»Stimmt.« Ich schaute auf die Uhr. »Für mich wird es Zeit. Ich werde dem Professor sagen, dass ich Iris mitnehme. Euch werde ich dann telefonisch auf dem Laufenden halten, denke ich.«
»Darauf warten wir.«
Als wir wieder das Krankenzimmer betraten, fiel es mir schon schwer, ein Lächeln aufzusetzen, auch wenn Iris dastand und lächelnd fragte:
»Können wir jetzt gehen?«
»Ja.«
»Ich freue mich«, jubelte sie und klatschte dabei in die Hände.
Mir und den beiden Conollys erschien diese Reaktion doch sehr überzogen.

***

Einige Stunden später saß ich nicht nur mit meinem Chef, Sir James, zusammen, sondern auch mit Suko. Ich hatte das Problem zuvor kurz angerissen und Iris dann zu unserem besten Maskenbildner gebracht, der, nachdem er den ersten Schrecken überwunden hatte, dazu verdonnert worden war, keine Fragen zu stellen und nur der Arbeit nachzugehen.
Er hatte genau zugehört und mir versprochen, sein Bestes zu tun. Zwei Tage würde die Maske halten, das reichte aus, wie ich fand. Ein Fotograf war auch bestellt, der ein Bild für den Ausweis schießen sollte. Ich hatte dann zwei Tickets bestellen lassen und von Glenda erfahren, dass wir am anderen Morgen nach Wien fliegen konnten. Dort würde dann ein Leihwagen für mich bereitstehen.
Das war also geregelt, und nun musste ich noch Suko und Sir James überzeugen.
»Hatten wir schon einmal einen derartigen Fall?« fragte mein Chef, als ich den Bericht beendet hatte und die Trockenheit in meinem Mund spürte.
»Ich denke nicht.«
Er nickte. »Sie spekulieren dabei auf die sagenumwobene Gestalt des Richard Löwenherz.«
»So ist es.«

Wie so oft drückte Sir James die Brille zurück. »Denken Sie unter Umständen auch an eine Zeitreise?«

»Ich schließe sie nicht aus. Es könnte durchaus sein, dass ich auf der Ruine selbst oder in deren Nähe ein magisches Feld finde. Sie wissen ja selbst, was dann passieren kann.«

»Eine Zeitreise?«

»Stimmt genau, Sir.«

»Die aber auch ins Auge gehen kann«, meldete sich Suko.

»Das streite ich nicht ab, deshalb brauche ich Rückendeckung. Ich habe drei Tickets bestellt.«

»Für mich?«

»Bingo.«

Suko lächelte. »Das hätte ich dir nicht zugetraut, mein Junge.«

»Hör auf, so spießig ist das nicht. Ich will vor allen Dingen nicht, dass Iris etwas davon erfährt. Du wirst ebenfalls in der Maschine sitzen und so tun, als würdest du uns nicht kennen. Auch später nicht. Einen Wagen wirst du dir besorgen und von Schwechat aus hinter mit herfahren. Das dürfte kein Problem sein.«

»Ist es auch nicht.«

Durch ein Räuspern brachte sich Sir James wieder in Erinnerung. »Wenn Sie alles schon so weit vorbereitet haben, John, warum sind Sie dann zu mir gekommen und fragen mich?«

»Weil ich Ihren Segen haben möchte.«

Er nickte. »Sie werden verstehen, dass ich ihn nur ungern gebe.«

»Stimmt.«

»Das ist alles sehr neu, und Sie haben mit dem Kind gewissermaßen einen Klotz am Bein. Wie ist denn eigentlich Ihr Verhältnis zu der Kleinen?«

»Ausgezeichnet. Es könnte nicht besser sein.«

»Bauen Sie denn darauf?«

»Noch.«

»Dann könnte sich das in Dürnstein ändern?«

»Damit rechne ich sogar. Sobald sie die Ruine erreicht hat, wird sie sich erinnern, wobei ich hoffe, dass ich den alten Mann mit den Rosen finde, diesen Todesrosen.«

»Sie haben keine Ahnung, um wen es sich dabei handeln könnte?«

»Nein.«

»Hat Iris ihn nicht beschrieben?« fragte Suko.

»Nur vage.«

Sir James hob die Schultern. »Ich werde mich natürlich nicht gegen Ihren Plan stellen. Sie müssen dorthin und zumindest nach einer Möglichkeit suchen, dass Iris Quentin ihr altes Gesicht zurückerhält. Sie kann ja nicht immer mit der von uns hergestellten Maske herumlaufen, das ist unmöglich.«

»Das dachte ich auch.«
»Gut. Bis morgen wird noch einige Zeit vergehen. Wo wollen Sie mit dem Kind die Nacht verbringen?«
»Ich dachte an ein Hotel in Flughafennähe.«
»Einverstanden.«
Wir redeten nie lange um den heißen Brei herum, denn hier ging es um das Eingemachte. Suko und ich verzichteten auch auf die übliche Flachserei, jeder von uns – Sir James eingeschlossen – spürte die Spannung in sich.
Ich schlug vor, dem Maskenbildner einen Besuch abzustatten. Er konnte mit seiner Arbeit durchaus fertig sein.
»Gleich«, sagte Sir James. »Ich werde dann mit Ihnen gehen. Da ist noch ein Problem.« Er furchte die Stirn, als wollte er die Gedanken sammeln. »Es geht mir nicht um das Kind, sondern auch um die Familie Quentin. Die Mutter ist da, das wissen wir, aber wo befindet sich der Vater? Haben Sie schon mit ihm gesprochen, John?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Ich kann ihn nicht auftreiben. Er ist verschwunden. Da muss ich leider passen.«
»Findest du das normal?« fragte Suko.
»Überhaupt nicht. Ich denke sogar, dass der verschwundene Vater ein wichtiges Bindeglied in dieser Kette ist.«
»Hast du denn mit Iris darüber gesprochen?«
»Nein, denn so gut kennen wir uns noch nicht. Ich weiß auch nicht, ob sie mir hätte helfen können. Im Moment jedenfalls ist alles ziemlich vage, ich muss mich einzig und allein auf sie verlassen und darauf, dass sie mir in Dürnstein den richtigen Weg zeigt. Wir werden in dem Schlosshotel wohnen, und ich werde das Kind Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen.«
»Weiß Mrs. Quentin denn nicht, wo ihr Mann steckt?« fragte Sir James.
»Sie hält sich sehr bedeckt.«
Sir James winkte mit beiden Händen ab. »Wenn ich es mir recht überlege, gefällt mir an diesem Fall einiges nicht. Sie werden sehr auf der Hut sein müssen, John.«
»Das denke ich auch.«
Wir wurden vom Tuten des Telefons unterbrochen. Sir James hob ab, sagte nicht viel und bedankte sich schließlich mit den Worten: »Wir wollten sowieso hinübergehen, Glenda, danke.«
Ich hatte sofort geschaltet. »Ist der Maskenbildner mit seiner Arbeit fertig?«
»Ja.« Sir James stand auf. Er war ebenso gespannt auf Iris Quentin wie ich.

***

Der Maskenbildner wurde zu Danny gerufen. Er gehörte zu den Typen, die sich hinter einem Laternenpfahl ausziehen konnte, ohne von uns vorn gesehen zu werden, so dünn war er. Sein braunes Haar hatte er sehr lang wachsen lassen und es im Nacken mit einem Gummi zusammengebunden.

Sein Gesicht mit der etwas gelblichen Hautfarbe sah ziemlich verlebt aus, zudem rauchte er Kette und kannte die nächtliche Londoner Szene sehr gut.

Er empfing uns in einem kleinen Vorraum und gab sich erschöpft. »Meine Güte«, stöhnte er, »das war eine Tortur! Der Himmel möge mich vor Kindern bewahren. Dieses Mädchen konnte nie stillsitzen. Das war beinahe ein noch schlimmerer Horror für mich, als zuvor ihr eigentliches Gesicht zu sehen. Grauenhaft.«

»Haben Sie es denn geschafft?« fragte ich.

Der dünne Danny versuchte, sich aufzuplustern, was ihm nicht gelang.

»Was dachten Sie denn? Halten Sie mich etwa für einen Anfänger, John Sinclair?«

»Nein, für den besten.«

»Das will ich auch meinen.« Er ging einen großen Schritt nach vorn, umfasste die Klinke der Garderobentür und zog sie schwungvoll auf. »Sie können eintreten.«

So schwungvoll wie er sich bewegt hatte, gingen wir nicht. Etwas zögerlich vor allen Dingen ich, denn ich kannte Iris mit dem Greisinnengesicht und war gespannt, was Danny aus ihr gemacht hatte. Im Hintergrund hörte ich seine Stimme. »Das Foto ist auch schon geschossen worden, es braucht nur noch in den Ausweis geklebt werden. Aber dafür können Sie ja sorgen, Sir.«

Der Superintendent nickte nur. Ansonsten blieb er mir auf den Fersen und rührte sich nicht, als ich anhielt, um nach vorn zu schauen, wo Iris auf einem Drehstuhl saß und kurz nach meinem Eintritt mit dem Stuhl herumschwang.

»Hi, John…«

Ich stand da und staunte. Vor mir saß eine völlig andere Person, die mit der Iris Quentin, wie ich sie kannte, überhaupt nichts mehr zu tun hatte.

Okay, die Kleidung war die gleiche geblieben, aber das Gesicht – Himmel – das Gesicht!

»Na, wie sehe ich aus, John?«

»Toll, Iris, einfach toll.«

»Finde ich auch. Danny ist super.«

Ich musste ihr zustimmen, denn er hatte ihr ein neues Gesicht gegeben, das gut zu ihren dunklen Haaren passte. Eine glatte

Kinderhaut, keine Falten mehr, keine lappigen Lippen, dafür ein voller, naturroter Kindermund, der zu einem Lächeln verzogen war.

»Wie fühlst du dich denn?« fragte ich.

»Eigentlich gut. Ich kann mich nur nicht so bewegen wie mit meinem alten Gesicht. Ich muss eben aufpassen. Es zieht auch etwas an den Wangen und an der Stirn, weil sich die Haut dort spannt. Aber sonst ist alles in Ordnung.«

»Das ist toll.«

»Können wir jetzt fahren?«

»Morgen erst.«

»Schade.«

Ich schaute kurz nach rechts, wo mein Chef stand. Er hatte sich bisher mit keinem Wort gemeldet und nur zugeschaut.

Dann nickte er.

»Zufrieden, Sir?«

»Da Sie es sind, John, und Sie die Kleine vorher gekannt haben, muss ich es ebenfalls sein.«

»Das können wir auch.«

Danny war ebenfalls erschienen und lächelte der Kleinen zu. »So gefällst du mir.«

»Echt?«

»Ja.«

»Kann ich gehen?«

»Immer.«

»Willst du dich denn nicht von deiner Mutter verabschieden?« erkundigte sich Sir James.

Für einen Moment verengten sich die Augen des Mädchens, als hätte es gegen einen tiefen Ärger anzukämpfen. Dann schüttelte es den Kopf.

»Nein, ich will es nicht.«

»Warum nicht?«

»Meine Mutter wollte mich nicht fahren lassen.«

»Das hörte ich«, sagte Sir James. »Kannst du dir nicht vorstellen, dass sie besorgt um dich war?«

»Ich muss auf die Ruine.«

»Hättest du deine Mutter denn mitgenommen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und deinen Vater?«

»Der ist weg.«

»Seit wann?«

»Seit dem Urlaub.« Iris schluckte. Sie sah aus wie ein Kind, das gleich anfing zu weinen, und das merkte auch Sir James, deshalb stellte er auch keine Fragen mehr.

Iris Quentin rutschte vom Hocker und auf mich zu. Sie fasste nach

meiner Hand. »Du wirst bei mir bleiben, nicht wahr? Du fährst doch wirklich mit, nicht?«

»Das habe ich versprochen, und dabei bleibt es, Iris…«

***

Bea Quentin hatte die Conollys gebeten, sie allein zu lassen, was Sheila und Bill nicht gerade gepasst hatte, aber sie konnten nicht gegen den Willen der Frau handeln.

Sie waren zu ihrem Haus zurückgefahren, und Sheila hatte einen Kaffee gekocht. Ziemlich schweigsam saßen sie sich in der Küche gegenüber, jeder hing seinen Gedanken nach, die nicht eben freundlich waren, wie ihre Gesichter ausdrückten.

Durch das helle Fenster strahlte Sonnenlicht in den Raum und verwandelte ihn in eine helle Insel. Das Licht störte sie beide nicht. Sie freuten sich, dass es nicht regnete, aber die Stimmung hätte eher zu einem schlechten Nieselwetter gepasst.

Sehr laut setzte Sheila ihre Tasse ab. »Bill, ich habe den Eindruck, dass sich nicht nur John auf ein gefährliches Pflaster begeben hat.«

»Natürlich, Iris ebenfalls.«

»Nein, die meine ich nicht einmal. Ich denke da eher an Bea.«

»Warum? Sie ist doch hier in London geblieben.«

»Das schon«, sagte Sheila leise. »Nur habe ich den Eindruck, als hätte sie uns etwas verschwiegen und bewusst nicht die volle Wahrheit gesagt.«

Bill hob überrascht die Augenbrauen. »Hoi, das ist mir neu. Darf ich fragen, wie du darauf kommst?«

»Klar. Ich habe es ihrem Verhalten angemerkt, das sich immer dann änderte, wenn die Sprache auf Harold, ihren Mann, kam. Auch mit ihm muss etwas nicht stimmen.«

»Was denkst du genau?«

»Ich weiß es nicht.«

Bill fasste über den Tisch hinweg nach ihrer Hand. »Komm, Sheila, ich kenne dich. Dahinter steckt doch mehr. Denkst du vielleicht daran, dass er nicht mehr lebt?«

»Ja.«

Der Reporter schwieg. Das war ein harter Verdacht, den Sheila geäußert hatte, und er fragte nach einer Weile: »Siehst du denn eine Chance, es herauszufinden?«

»Nur über Bea.«

»Aber die will nicht reden.«

»Noch nicht, Bill.«

»Was müsste sich deiner Meinung nach denn ändern, damit sie endlich spricht?«

Sheila schaute traurig ins Leere. »Ich kann es dir nicht sagen, Bill.

Wir kennen sie beide kaum.«

»Da hast du leider Recht.«

Sheila nickte. »Und trotzdem werde ich von Minute zu Minute nervöser. Ich sage dir, da bahnt sich etwas an…«

***

Ich brauchte nur in die strahlenden Kinderaugen zu schauen, um das zu vergessen, was Iris Quentin einmal gewesen war: ein Kind mit dem Gesicht einer Greisin.

»Hast du denn kein Heimweh nach deiner Mutter?« erkundigte ich mich.

»Nein!« Es war eine kurze und endgültige Antwort. Damit erübrigten sich weitere Fragen in dieser Richtung.

Es war ein tolles Wetter. Nicht nur über der Insel lag ein breites Hochdruckgebiet, es verwöhnte mit seinem blauen, wolkenlosen Himmel auch den Kontinent, und wir hatten einen entsprechenden Flug hinter uns. Ruhig, wunderbar, keine Turbulenzen, ein Dahingleiten durch den unendlich erscheinenden Himmel und hoch über uns begleitet von einem blassen Sonnenball, der seine Strahlen immer wieder blendend durch die Kabinenfenster geschickt hatte.

Iris hatte nicht bemerken können, dass hinter uns jemand saß, den ich gut kannte. Mein Freund und Kollege Suko und ich hatten es verstanden, zwei Fremde zu spielen, die sich nicht kannten. Auch beim Aussteigen, als wir nahe beieinander standen, gönnten wir uns nicht einmal einen Blick.

Ich aber fühlte mich besser, denn Suko gab mir Rückendeckung. Er saß in einem zweiten Leihgolf und fuhr hinter mir her in Richtung Wachau.

Dank einer gut ausgebauten Autobahn hatten wir von Schwechat aus die nordöstlichen Stadtteile Wiens ohne einen Stau passieren können, und ein sehr flaches Land ließ sich dabei von den Strahlen der Herbstsonne verwöhnen. Nebelschwaden hatten der Kraft der Sonne längst weichen müssen, uns so war die Sicht einfach herrlich.

Die Landschaft änderte sich. In der Ferne erschienen die ersten Hügel, bei diesem klaren Wetter wunderbar zu sehen. Es waren die letzten Ausläufer des Wienerwalds, der praktisch mit dem Kahlenberg sein Ende fand.

Die Autobahn führte an Klosterneuburg vorbei in Richtung Stockerau, wo sie endete. Von dort ging es dann das Donautal in Richtung Krems, und dort befanden wir uns schon in der Wachau.

Der Verkehr meinte es gut mit uns, ich fühlte mich manchmal wie im Urlaub, wenn nicht das Mädchen mit dem fremden Gesicht neben mir gesessen hätte.

Bei den Kontrollen war nichts aufgefallen. Natürlich trug ich meine

Waffe bei mir, aber dank gewisser Sonderregelungen, die ich schriftlich vorweisen konnte, war es kein Problem für mich gewesen, sie mit in die Maschine zu nehmen. Dass gleiche galt für Suko.

Ein fremdes Gesicht, dachte ich. Wieder einmal. Ich kannte die Kleine überhaupt nicht mit ihrem wahren Gesicht. Das zweite erschien mir so seltsam wie das erste. Ich ertappte mich dabei, dass ich immer öfter hinschaute, um zu sehen, ob sich nicht doch etwas veränderte und die alte Greisinnenhaut wieder hervortrat. Da hatte der Maskenbildner wirklich hervorragende Arbeit geleistet.

So ganz abgefunden hatte sich Iris mit ihrem neuen Aussehen nicht. Immer wieder hob sie die Hand und tastete mit der Fingerkuppe über die Haut, als wollte sie feststellen, ob noch alles an der richtigen Stelle saß und nichts verrutscht war.

»Wir fühlst du dich?« fragte ich.

»Gut.«

»Ehrlich?«

Iris nickte. »Es dauert ja nicht mehr lange, bis wir da sind. Dann werde ich alles wiedersehen.«

»Auch den Mann mit den Rosen?«

»Ja, auch ihn. Der wartet auf mich, John.«

Ich schluckte. »Was sagst du?«

»Der wartet bestimmt auf mich. Ich weiß es. Er fühlt genau, dass ich auf dem Weg zu ihm bin.«

»Kannst du mir das vielleicht näher erklären?«

»Nein, das kann ich nicht. Du wirst es nicht spüren und fühlen können, bei mir ist das aber etwas anderes. Ich kann es dir nicht erklären, aber ich weiß alles.«

Ich wusste nicht genau, was ich dazu sagen sollte. Etwas besorgt war ich schon, denn Iris hatte mit einer ganz anderen Diktion gesprochen. Die kindliche Ausdrucksweise war aus ihren Worten verschwunden gewesen.

Ich hatte in diesem Moment den Eindruck, als würde eine erwachsene Frau neben mir sitzen.

Nicht, dass ich daran zu knacken gehabt hätte, aber ungewöhnlich war es schon.

Sie schaute aus dem Fenster. Ich hatte in der letzten Zeit nicht mehr so auf die Landschaft geachtet, aber sie zeigte mittlerweile eine Veränderung.

Wir hatten das flache Donautal hinter uns gelassen und es grüßten beiderseits des Stroms die Hügel der Wachau.

Ein herrlicher Flecken Erde. Ein Weinland, ein Land des Gesangs, der Radfahrer oder, wie man heute so schön sagt, der Biking-Touristen. An der von Krems her nach Süden und hin zur Donau führenden Straße lagen zahlreiche kleine Weinorte, Kleinode, für die die Wachau

berühmt war.

Namen wie Stein, Spitz und natürlich Dürnstein sind einfach ein Begriff.

Dürnstein war auch unser Ziel, und als ich daran dachte, lief mir schon ein leichter Schauer über den Rücken. Automatisch fiel mir die Burg ein, natürlich beschäftigten sich meine Gedanken dabei mit der alten Legende, denn auf Dürnstein war Richard Löwenherz gefangen gehalten worden, bis ihn der nach ihm suchende Sänger Blondel entdeckt hatte.

Löwenherz ein Templer.

Einer, der ich einmal gewesen war oder der in Hector de Valois und dann in mir wiedergeboren war.

Ein dünner Schweißfilm lag auf meiner Stirn. Ich atmete schnaufend durch die Nase aus, was nicht ungehört blieb, denn meine junge Begleiterin fragte mich: »Hast du was, John?«

»Nein – warum?«

»Du hast so komisch geatmet.«

Ich lachte und ärgerte mich, dass es unecht klang. »Ich hätte vielleicht hier auch mal Urlaub machen sollen.«

»Ja!« jubelte sie und stieß ihre Arme vor und zurück. »Das hättest du. Es ist wunderbar. Du glaubst gar nicht, was wir hier alles erlebt haben. Wir waren überall. In Joching, in Maria Laach, in Spitz und in Dürnstein.« Sie war in ihrem Element und zählte noch einige Ortsnamen auf, was mich wiederum wunderte, denn in Iris' Alter schwärmte man nicht gerade für die Wachau.

Der Herbst und auch der Frühling sind die Zeiten, um die Wachau zu besuchen. Zu dieser Zeit, in den letzten Oktobertagen, waren nur noch wenige unterwegs. Pech für sie, denn sie verpassten ein herrliches Bild, denn die Landschaft nahm kein Eintrittsgeld, sie bot sich uns kostenlos dar.

Da waren nicht nur die Weinberge rechts und links der Donau. Die mächtigen, alten Laubbäume sahen mit ihren Blättern aus, als wären diese in bunte Tinte getaucht worden. Von einer dunklen Rostfarbe angefangen bis hin zum knalligen Gelb sahen wir alles, was unser Auge rundherum erfreute.

Eine Landschaft wie aus dem Bilderbuch, überhaupt nicht traurig oder düster, denn vom Wasser her stiegen keine Nebelschwaden auf, und schienen sich an den Hängen festzuhalten.

Es störte mich überhaupt nicht, dass ich nicht die vielbesungene blaue Donau sah, sondern einen Fluss, der sich in grauen und grünen Farben einen Weg bahnte und trotzdem so freundlich wirkte, weil eben das Licht der Sonne auf seiner Oberfläche entlangschliff und die schaumigen Wellen in wertvoll aussehende, sprudelnde Ketten verwandelte.

»Du findest es auch toll, nicht?«
»Und wie.«
»Wusste ich doch.« Iris grinste und holte tief Luft. Dann fügte sie noch einen Satz hinzu. »Und das da vorn, das ist Dürnstein, John. Das ist es.«
Ich wunderte mich über den Ton, er hatte so endgültig geklungen, aber was den Ort mit seinem herrlich an der Donau gelegenen Stift anging, hatte sie Recht.
Es war ein von der Herbstsonne verwöhnter Traum. Die Zufahrt zum Hotel schloss Dürnstein war ausgeschildert. Eine Toreinfahrt schluckte unseren Wagen. Wir konnten ihn im Innenhof des Hotels auf einem kleinen Parkplatz abstellen und von dort aus, über eine Mauer hinweg, auf die Donau schauen.
Diesen Blick musste ich einfach genießen, bevor ich mich abwandte und zurückschaute.
Im Torbogen stand Suko. Er nickte mir zu, was er auch riskieren konnte, denn das Mädchen war dabei, Erinnerungen aufzufrischen und davon zu sprechen, wie toll es hier doch gewesen war. »Und mich wird keiner erkennen«, sagte Iris. Ihre Stimme klang so, als würde ihr dieses Versteckspiel großen Spaß bereiten.
Suko zog sich wieder zurück. Bestimmt hatte er seinen Golf vor dem Torbogen abgestellt, denn dort befand sich ein öffentlicher Parkplatz. Wir nahmen unser Gepäck direkt mit, es war nicht viel, betraten die Lobby, und ich fühlte mich auf der Stelle wohl.
Hier war nichts auf unbedingt vornehm getrimmt, hier musste man alles so nehmen, wie es schon seit Jahrhunderten war. Der Empfang war sehr herzlich.
Wir hatten zwei Zimmer genommen, die dicht nebeneinander lagen und durch eine Tür miteinander verbunden waren. Iris kannte sich hier natürlich gut aus. Sie hatte Mühe, sich zurückzuhalten. Mehr als einmal musste ich sie anstoßen. Auf dem Weg zu den Zimmern flüsterte sie mir zu, dass sie damals mit den Eltern das Fürstenzimmer gemietet hatten, einen Raum mit einer riesig hohen Decke.
Wir wohnten eine Etage höher und konnten mit unseren Zimmern zufrieden sein.
Es wurden keine Fragen gestellt, weshalb wir getrennt schliefen, und man hatte Iris auch nicht erkannt. Als man uns allein ließ, öffnete die Kleine die Verbindungstür und wollte wissen, was wir denn nun unternehmen.
Ich lehnte mich mit dem Rücken zum Fenster, das ich geöffnet hatte, um den Geräuschen des Flusses zu lauschen, und schlug ihr vor, durch Dürnstein zu gehen.
»Das machen wir. Und dann gehen wir hoch zur Ruine. Ist das Okay, John?«

»Einverstanden.«

Es dauerte noch einige Sekunden, bis wir gehen konnten. Iris zog ihren gefütterten Anorak über, denn trotz des Sonnenscheins war es doch kühl.

Sehr langsam zerrte das Mädchen den Reißverschluss hoch. Es schaute mich dabei an. Um seine Lippen glitt ein Lächeln, und ich konnte mich an dieses fremde Gesicht einfach noch nicht gewöhnen. Ich fragte mich, welche Gedanken durch diesen Kopf gingen, und ich stellte mir auch die Frage, welches Spiel sie wohl hier trieb. Hielt sie mich zum Narren, wusste sie viel mehr, als sie zugeben wollte?

Ich traute Iris nicht alles zu, aber ich beschloss doch, sehr auf der Hut zu sein.

Auch für mich war dieser Fall neu, und ich hatte keine Ahnung, wie er sich entwickeln würde. Ich, John Sinclair, ein Polizist und Geisterjäger, war mit einem fremden Kind unterwegs, das inzwischen ein drittes Gesicht hatte. Nur das Echte kannte ich nicht, denn ich hatte es versäumt, mir ein Foto anzuschauen.

Was ging hinter dieser kleinen Stirn vor? Welche Gedanken bewegten sich dort?

»Warum schaust du mich so an, John?« fragte sie und stellte ihren Kragen hoch.

»Ist schon gut.«

»Was hast du gedacht?«

Ich hob die Schultern. »Eigentlich nichts Spezielles, wenn ich ehrlich bin. Ich fragte mich nur, wie es mit uns beiden wohl weitergehen wird. Was uns noch erwartet.«

Ihre Augen leuchteten plötzlich. »Wir werden den Mann mit den Rosen finden, John.«

»Meinst du?«

»Ja, ich habe ihn auf der Ruine getroffen.«

»Das war damals.«

Iris schaute gegen eines der Fenster, als könnte sie dort etwas Bestimmtes sehen. »Damals oder heute«, erwiderte sie sehr altklug. »Ich weiß genau, dass nicht alles vorbei ist. Es geht wieder los. Ich habe es gespürt, als wir hier in Dürnstein einfuhren. Alles ist wie früher und trotzdem anders. Ich weiß es, John.«

»Dann werden wir mal schauen.«

»Gern, noch ist es hell.«

Wir verließen das Hotel und blieben auf dem kleinen Innenhof stehen.

Iris wollte unbedingt an die Mauer heran, um auf die Donau zu schauen.

Sie führte sich auf wie eine Erwachsene, als sie davon sprach, wie toll die Landschaft doch war. Damit hatte sie sogar Recht, aber trotz

des relativ hellen Sonnenscheins lag ein Hauch von Trauer und Vergänglichkeit über dem Land. Es war so, als hielte die Natur das Tuch bereits in den Händen, um mit ihm in den nächsten Tagen die Hügel und das Flusstal zuzudecken.

»Damals war es doch schöner, nicht?« fragte ich.

»Wärmer.«

»Und der Mann mit den Rosen?«

Sie hob die Schultern. »Er hat sie verkauft. Sie waren dunkel und hell. Ich habe ihren Duft eingesaugt, ich konnte einfach nicht anders. Der Mann war so nett.«

»Gefällt dir die Ruine?«

»Klar.«

»Warum? Es sind doch nur Mauern, nehme ich an.«

»Aber toll. Da kann man richtig herumtoben, und man hat einen riesigen Blick in alle Richtungen. Du wirst sehen. Ich will ja hin, wenn es noch hell ist.«

»Ich auch.«

»Dann müssen wir uns beeilen.«

Wir verließen das Gelände des Hotels und wandten uns nach rechts, wo die schmale, mit unterschiedlich hohem Belag bedeckte Straße den Ort in zwei Hälften teilte. Wir waren nicht die einzigen, die sich durch den Ort bewegten.

Suko war auch da.

Er stand am Schaufenster eines kleinen Geschäfts, in dem Waren aus der Umgebung angeboten wurden. Angefangen vom Wein über irgendwelche Tischdecken, Ansichtskarten, Bücher, bis hin zu Konfitüre, und Honig.

Da Suko sehr günstig stand, beschloss ich, indirekt mit ihm Kontakt aufzunehmen. Er hatte uns ebenfalls in der Scheibe gesehen. Als wir neben ihm stehen blieben, räusperte er sich kurz.

»Was interessiert dich denn so, John?« fragte Iris.

Ich hob die Schultern. »Wäre mal interessant, ein Buch über die Ruine zu kaufen.«

»Das lohnt sich doch nicht. Wir gehen doch jetzt hoch. Du siehst sie so viel besser.«

»Meinst du?«

»Klar.«

»Dann kann ich mir das Buch also auch hinterher kaufen.«

»Würde ich machen.«

Ich beugte mich zu Iris hinab und lächelte. »Sehr wohl, meine Dame, ich nehme Ihren Vorschlag an.«

Sie verbeugte sich. »Dann können wir jetzt gehen, mein Herr?«

»Gern, Gnädigste.«

Sie hatte Spaß, lachte und lief einige Schritte vor. Das ergab die

Gelegenheit für mich, mit Suko einige Worte zu wechseln. Ohne die Lippen zu bewegen, murmelte ich: »Du weißt Bescheid?«

»Alles klar.«

Wesentlich beruhigter trennte ich mich von der Schaufensterscheibe. Es waren nur mehr wenige Schritte, die uns von dem Weg trennten, der in die Höhe führte.

Zur Ruine, stand auf dem Schild.

Iris wartete dort auf mich. »Da müssen wir hoch, John! Komm«, drängte sie, »bevor es dunkel wird.«

»Wie lange müssen wir denn laufen?«

»Weiß ich nicht genau.« Sie marschierte los.

Ich wartete noch einen Moment, schaute auf ihren Rücken, und ich verspürte plötzlich ein bedrückendes Gefühl, als ich gegen die Bäume schaute, die den krummen Weg säumten. Es war alles normal, es sah alles normal aus. Dennoch konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass dort oben irgendetwas lauerte.

Ich drängte die trüben Gedanken zur Seite und ging hinter Iris Quentin her…

***

In London war Bea Quentin zurückgeblieben, und sie war allein in ihr großes Haus zurückgegangen. In ein Haus, in dem sie sich einmal sehr wohl gefühlt hatte.

Dem Hausmädchen hatte sie einige Tage frei gegeben. Sie wollte und musste jetzt allein sein, denn sie wusste genau, dass sich in der folgenden Zeit das Schicksal ihrer Familie erfüllen würde.

Bea Quentin trank gern Wein. Auch jetzt gönnte sie sich einen Schluck Roten, und mit dem Glas in der Hand schritt sie auf das Fenster zu, vor dem sie stehen blieb, hin und wieder an dem Roten nippte und in den Garten schaute, der längst das Kleid der Trauer und Vergänglichkeit angelegt hatte.

Was jetzt noch an Blattwerk von den Bäumen hing, hatte eine bunte Färbung angenommen. Vom tiefen Rot bis hin zu einem sehr hellen, beinahe schon knalligen Gelb.

Egal, wie die Farben auch leuchteten, der Blick der Frau glitt an den Bäumen vorbei. Sie stand vor dem Fenster und bewegte sich rein mechanisch. Immer wenn sie das Glas an die Lippen setzte und einen Schluck Wein trank, wirkte es so, als würde sie ferngelenkt.

Bea wusste, dass sie den Conollys und Sinclair gegenüber einen Fehler begangen hatte, aber noch war sie nicht bereit, ihn zu korrigieren. Es musste erst Zeit vergehen, vielleicht regelten sich gewisse Dinge von selbst.

Sie dachte an Iris.

Ihre Tochter hatte es erwischt. Sie hätte nicht allein zur Ruine gehen

sollen, dann wäre alles normal geblieben. So aber musste sie die Folgen tragen, und die waren schlimm genug.

Blätter fielen zu Boden wie tote Gegenstände. Der Baum mochte sie nicht mehr, er war ihrer überdrüssig geworden, er schüttelte sie einfach ab und ließ sie auf dem Boden liegen, wo sich bereits eine Schicht gebildet hatte.

Der Teppich verdeckte einen Teil des Rasens. Er war feucht, er klebte zusammen, und an diesem Tag schien die Sonne es aufgegeben zu haben, gegen den trüben Dunst anzukämpfen.

Das Glas war leer, Bea wandte sich ab, sah die Flasche auf dem Tisch stehen und füllte das Glas noch einmal bis zur Hälfte. Der Wein machte sie müde, er gab ihr gleichzeitig die nötige Kraft, um dem Grauen trotzen zu können.

Kalt überlief es sie, als sie an das Wort Grauen dachte. Nie hätte sie gedacht, einmal damit umgehen zu müssen, aber es stimmte. Das Grauen hielt sie fest. Es war nicht zu fassen, es war einfach da, denn es stammte aus einer Welt, in die Bea keine Einsicht hatte. Sie hatte lernen müssen, dass es verschiedene Dinge gab, die ihr bisher überhaupt nicht bewusst gewesen waren, mit denen sie aber nun fertig werden musste, und sie würde es schaffen.

Urplötzlich schoss ihr diese Idee durch den Kopf. Vielleicht lag es am Wein, dass sie auf einmal optimistisch dachte oder an die Conollys, auf deren Hilfe sie immer zurückgreifen konnte.

Die Gedanken an Iris hatte sie so weit wie möglich ausgeschaltet. Nicht, dass sie mit ihrer Tochter nichts mehr zu tun haben wollte, aber sie hätte sich innerlich nur selbst zerfleischt, wenn sie immer nur das Unglück ihrer Tochter vor Augen gehabt hätte.

Es gab noch andere Sorgen, andere Dinge, die sie bisher für sich behalten hatte.

Im unteren Teil des Hauses blieb sie stehen. Für eine Weile genoss sie die Stille, die sie wie ein Vorhang umspannte. Aber sie würde nicht bleiben, das wusste Bea genau. Dieses Haus lebte. Etwas war in das Haus eingedrungen, etwas Gefährliches, das sich nicht zeigte, aber vorhanden war.

Hin und wieder hörte sie es.

Vor allen Dingen in der Nacht.

Sie hatte Iris nichts davon berichtet, um sie nicht durcheinander zu bringen.

Aber was dort lauerte, war ebenso schlimm wie die Verwandlung ihrer Tochter.

Nur ganz anders…

Noch lag der Tag über der Stadt. Knapp eine Stunde würde es noch hell bleiben, dann schlich die Dämmerung heran, der die Dunkelheit folgte.

Eine lange Nacht lag vor ihr.

Stunden, die ihr schon jetzt Furcht einjagten. Sie hatte Angst davor, sie allein zu verbringen, denn diese Nacht würde möglicherweise ganz anders verlaufen als die zuvor.

Im Haus steckte etwas.

Und dieses Etwas würde sich melden.

Auf seine Weise.

Davor hatte Bea Quentin Angst!

***

Wenn ich ehrlich war, so begriff ich Iris eigentlich nicht. Vor mir lief ein elfjähriges Mädchen her, das sich sehr fröhlich und aufgelockert gab, nicht ging, sondern hüpfte und dabei immer wieder seine Arme ausbreitete, um die von den Bäumen herabfallenden Blätter zu fangen, ähnlich wie eine Katze, die nach Schneeflocken greift.

Stufe für Stufe stieg ich hoch. Es war keine normale Treppe. Man hatte in den Boden einfach Steinplatten hineingelegt, sodass eine Treppe entstanden war.

An manchen Stellen verengte sie sich, dann wurde sie wieder breiter, und der Weg zwischen den einzelnen Stufen war gleichfalls nie eben, sondern wellig und kantig. Immer dann, wenn Steine aus dem Grau der Erde hervorschauten.

Obwohl die meisten Bäume ihren Schmuck verloren hatten, wurde es doch düster. Die Sonne war bereits tief gesunken. Ihre letzten Strahlen schickte sie wie eine helle Lichtglocke gegen den Aufstieg zur alten Burgruine hoch über dem Tal. Ich musste daran denken, dass es diesen Weg möglicherweise schon im zwölften Jahrhundert gegeben hatte und er als Pfad für den Sänger Blondel gedient hatte, wenn die Legenden stimmten.

Damals hatte die Burg noch gestanden. Da war Richard Löwenherz gefangen gehalten worden, hatte in einem Verlies geschmachtet und auf seine Befreiung gewartet.

Iris und ich waren die einzigen Menschen, die den Weg zur Ruine hochschritten. Wir wurden nicht überholt. Aber die Besucher der Ruine kamen uns entgegen. Es war eben keine Zeit mehr, jetzt noch hoch zur Ruine zu steigen, denn in der Dämmerung war kaum etwas zu sehen. Da verschwamm alles in einem düsteren Grau.

Doch, einer war noch hinter uns. Aber der hielt sich so gut verborgen, dass wir ihn nicht sehen konnten. Suko war darin ein wahrer Meister.

Die Kleine hatte ein großes Tempo vorgelegt. Ich musste schon raumgreifende Schritte ansetzen, um ihr überhaupt folgen zu können. Sie drehte sich immer wieder um, winkte mir zu und deutete damit an, an Tempo zuzulegen.

»Ja, ja, ich komme schon, Iris. Immer langsam mit den alten Gäulen.«
»So alt bist du doch noch nicht.«
»Älter als du.«
Sie lachte. »Das stimmt.«
Wir hatten mittlerweile eine gute Strecke zurückgelegt. Immer wieder gab es kleine Aussichtspunkte, von denen aus man auf die Donau schauen konnte. Sie lagen abseits des normalen Wegs, grenzten aber an ihn, und ich freute mich darüber, als ich an einem dieser Punkte die ersten Mauern sah, die zur Burg gehört hatten. Sie waren überwuchert von Gras, Moos und knorrigem Gestrüpp.
Ich legte den Kopf zurück, schaute in die Höhe und sah über mir die Reste der Burg.
Sehr klar zu erkennen, denn dort wuchsen keine hohen Bäume, die einem die Sicht nahmen. Noch war sie in das helle Licht der Sonne gehüllt, das allerdings nicht mehr lange bleiben würde, denn über den Himmel hinweg schoben sich die ersten Schatten wie lange Wände, um die Helligkeit zu vernichten.
Die Luft war klar und kühl. Ich schmeckte keinen Abgasgeruch. Eine Wohltat zu der Luft, die ich aus London gewohnt war. Eigentlich hätte mich so etwas wie eine Urlaubsstimmung ergreifen können, was allerdings nicht der Fall war, wenn ich an Iris dachte.
Sie war schon weiter gelaufen. Ich sah sie nicht mehr, aber ich hörte ihre Stimme. »John, wo bist du?«
»Keine Sorge, ich komme.«
»Gleich wird es dunkel.«
»Das weiß ich.«
Iris wartete an der nächsten Kurve auf mich. Sie hatte sich breitbeinig auf einen mächtigen Stein gestellt, hielt den Kopf gesenkt und schaute mir entgegen.
Ich blickte in ihr Gesicht. Die Augen glänzten, als hätte sie eine bestimmte Sorte von Tropfen hineingeträufelt. Sie war völlig aus dem Häuschen und rief: »Ist das nicht toll hier?«
»Ja, recht nett.«
»Nein, das ist toll.«
»Okay, toll. Aber wie weit müssen wir denn noch laufen, Iris?«
»Nicht mehr lange. Ein paar Kurven, und wir sind da.«
Dem traute ich nicht so recht. Die paar Kurven waren zwar vorhanden, aber die Strecke bis zum höchsten Punkt der Ruine zog sich noch hin. Es war eben wie so oft. Wer einen Weg, den er nicht kennt, hochsteigt, der steigt und steigt, und hat das Gefühl, der Weg wird nie ein Ende nehmen.
Iris schwitzte nicht einmal. Mir dagegen stand der Schweiß auf der Stirn.
Hin und wieder gönnte ich mir einen Blick auf das Donautal. Über

dem Fluss schwammen bereits die ersten Schatten.

Die Hügel verschwanden in einem leichten Dunst. Auch sie hatten ihre Farbe verändert. Sie sahen aus wie graue Buckel, und ich konnte mich beinahe fühlen wie in einer Dino-Welt, wären da nicht die vielen Lichter gewesen, die in den Tälern leuchteten, wo sich die kleinen Wachau-Weinorte befanden.

Auf den Straßen bewegten sich die Fahrzeuge. Ihre Glotzaugen wanderten schnell weiter und stachen mit langen, hellen Bahnen in die anbrechende Dämmerung hinein.

»John…«

Die Stimme des Mädchens klang fern. Ich rief zurück. »Wo bist du denn, Iris?«

»Schon da.«

»Und ich bin hier!«

»Kommst du?«

»Ja!«

»Nun geh schon weiter, alter Mann!«

Ich schnellte herum und sah eine schattenhafte Gestalt hinter einem Baum hervortreten. Es war mein Freund Suko, der mir locker zuwinkte. Ich freute mich darüber, dass er mir auf den Fersen geblieben war, und er hatte sich dabei wirklich lautlos bewegt.

»Alles klar?« fragte ich ihn.

»Bis jetzt schon.«

»Okay, ich gehe den letzten Rest.«

Suko nickte. »Iris scheint den Mann mit den Rosen noch nicht gefunden zu haben. Sonst hätte sie dir Bescheid gegeben.«

»Falls er dort wartet.«

Suko hob den rechten Daumen und wartete, bis ich hinter der nächsten Kurve verschwunden war.

Riesige Steine häuften sich zu beiden Seiten des Wegs. Kolosse, die in der grauen Dämmerung richtig gefährlich wirkten. Spielzeug für Riesen in einem märchenhaften Land. Und märchenhaft sah die Umgebung schon aus.

Es war still, ich hörte nur meine eigenen Tritte. Das Knistern, wenn ich Laub zertrat, das Schleifen der Sohlen über Steine, den leicht keuchenden Atem, und ich hörte wieder die Stimme des Mädchens. »Du bist aber langsam, John.«

»Nein, nein, ich bin schon fast da.«

Ein Irrtum, wie ich sehr bald feststellte. Es dauerte seine Zeit, bis ich all die Kehren überwunden hatte. Natürlich sah ich schon die Reste der Burg und wunderte mich über die dicken Mauern, die trotz allem noch stehen geblieben waren.

Sie wirkten auf mich wie riesige Klötze, als wollten sie das Gelände noch heute gegen irgendwelche Angreifer verteidigen. Bäume

wuchsen hier nicht mehr, nur Sträucher und Unkraut. Der leise Wind spielte mit den Zweigen. Über mir hatte der Himmel eine dunkle Färbung angenommen, die allerdings an einigen Stellen aufgerissen war, denn dort leuchtete noch der hellere Hintergrund durch.

Auf einem von einer halbrunden Mauer umgebenen Platz blieb ich stehen. Der Platz war leer und gleichzeitig ein idealer Aussichtspunkt. Im Sommer und bei schönem Wetter wimmelte es hier sicherlich von Besuchern. Zu dieser Zeit stand nur eine Person dort - Iris.

Sie klatschte in die Hände, als ich stehen geblieben war. »Endlich bist du hier, John, das hat lange gedauert.«

»Ich bin eben nicht so schnell wie du.«

»Ha, das glaube ich nicht. Aber du hast mit jemandem gesprochen.«

»Wie?«

»Ich habe es gehört.«

»Du musst dich geirrt haben.« Ich blieb bei meiner Lüge, und Iris hob die Schultern.

»Ja, kann auch sein.«

»Und wo stand der Mann mit den Blumen? Wie ich sehe, ist er nicht hier, meine Liebe.«

Iris kam auf mich zu. Ich sah ihr Gesicht und auch das auf ihm liegende Lächeln. »Jetzt habe ich Zeit, John. Er war hier, aber nicht an dieser Stelle.«

»Verstehe, wir müssen noch weiter gehen.«

»Aber nicht mehr weit.«

»Dann geh mal vor.«

Das tat sie jedoch nicht, sondern sprach davon, dass man noch in die Ruine hineinklettern konnte. Man musste durch ein Fenster klettern, was auch viele taten, wie sie mir glaubhaft versicherte. »Da hast du dann den besten Ausblick.«

»Aus dem Fenster?«

»Auch. Aber davor ist ein kleiner Balkon.«

»Stand dort der Mann mit den Rosen?«

»Nein, da doch nicht.« Sie schüttelte den Kopf, kümmerte sich nicht mehr um mich und ging vor.

Ich folgte ihr. Wir gingen um eine mächtige, aber unterschiedlich hohe Mauer herum auf die andere Seite der Burg zu, wo unser Blick nach Westen, in die Wachau hineinfallen würde und bei klarem Wetter auch bis weit in das Waldviertel.

Das war bei diesem Licht nicht zu sehen. Stattdessen sahen wir den dunklen Himmel über uns, schimmernde Sterne, die wie Diamantensplitter grüßten, und einen Mond, der sehr blass, aber auch scharf in seinem Umriss auf uns niederschaute.

Wir mussten beide Acht geben, dass wir auf dem glatten Boden nicht ausrutschten oder stolperten. Das Mädchen steckte es locker weg. Ich

folgte seinem Umriss und sah plötzlich, dass es verschwunden war. Einfach nach rechts weggetaucht, wo ich weiterhin den mächtigen Umriss der alten Mauer sah.

Ich ging Iris nach, gelangte in einen ehemaligen Raum, der allerdings jetzt zur Hälfte zerstört war.

Rechts und links standen alte Mauerstücke. Vor uns nicht. Da war der Blick frei, und er flog dorthin, wo sich die Berge wie vereiste Wellen abzeichneten, die jemand schwarz angestrichen hatte.

Das aber interessierte mich nicht. Ich war froh darüber, dass noch etwas Helligkeit in diesen nach vorn hin offenen Raum hineinfiel, denn so konnte ich sehen, dass Iris und ich nicht allein waren. Eine dritte Person befand sich in unserer Nähe.

Ihr Gesicht sah ich nicht. Der Mann hatte uns den Rücken zugedreht. Er trug einen langen Mantel, der ihm bis zu den Knöcheln reichte und sich von dem Grau der Umgebung kaum abhob. So wirkte er auf mich wie ein düsteres Gespenst.

Das musste der geheimnisvolle Rosenverkäufer sein. Auch Iris sagte kein Wort. Sie deutete mit dem Finger auf den Rücken des Mannes und dann schräg nach unten.

Ich folgte der Bewegung. Dort stand so etwas wie eine kleine Wanne oder ein übergroßer Eimer. Sicherlich zur Hälfte mit Wasser gefüllt, was nicht weiter wichtig war, denn über den Rand hinweg schauten die Blüten zahlreicher Rosen.

Kaum hatte ich daran gedacht, da spürte ich schon den Duft, der mir entgegenwehte.

Rosenduft?

Im Prinzip schon, aber trotzdem anders, denn diese Rosen rochen unwahrscheinlich intensiv, viel stärker als im Sommer, wenn die Rosen voll erblüht waren.

Diese standen noch in einer dichten Pracht, aber ihr Aroma erinnerte mich an eine faulige Umgebung. An den Friedhof im November, an eine sterbende Natur, die nicht mehr bereit war, sich wieder zur vollen Blüte zu erheben.

Der Mann rührte sich nicht von der Stelle. Er schien mit dem Erdboden verwachsen zu sein, er tat nichts. Für mich sah er aus, als würde er nicht einmal atmen.

Ich bewegte mich auf ihn zu. Dabei achtete ich darauf, so wenig Geräusche wie möglich zu verursachen. Ich wollte ihn möglichst leise erreichen, aber Iris winkte heftig ab. Sie wollte das Kommando übernehmen. Ich ließ sie.

Dabei schaute ich zu, wie sie tief Luft holte. Dann sprach sie mit leiser Stimme und in ihrer Heimatsprache, die der fremde Rosenmann wohl verstand.

»Ich bin wieder da. Erinnerst du dich noch?«

Der Mann nickte. »Freust du dich?«

Diesmal gab er eine Antwort, aber anders, als ich sie erwartet hatte. Er seufzte schwer, als würde er alles Leid der Welt auf seinen Schultern tragen.

Ich stand da, schaute und hörte zu. Dabei fühlte ich mich, als würde man mich aus der Realität herausreißen und in eine andere Welt zerren, die nicht zu meiner passte. Es war alles so unwirklich, als hätte sich die Normalität in Träumen verloren.

»Willst du mich nicht sehen?«

Der Mann hob die Schultern.

Kinder können manchmal Geduld haben. Dann gingen sie zumeist den Erwachsenen auf die Nerven, und Iris Quentin unterschied sich in nichts von anderen Kindern, trotz der schlimmen Erlebnisse, die hinter ihr lagen.

Die Neugierde war geblieben.

»Ich bin nicht allein gekommen, Rosenmann. Ich – ich habe jemanden mitgebracht.«

»Ach ja?«

»Einen Mann aus London.«

Der Rosenmann hob die Schultern, als wäre ihm alles egal. Er kam mir sowieso vor wie jemand, der einen schweren Fehler begangen hatte und nun unter diesem Los leiden musste. Das war die eine Seite. Die andere wollte mir nicht aus dem Kopf. Obwohl der Mann nur zwei Worte gesprochen hatte, war in mir so etwas wie eine Erinnerung aufgekeimt. Aus der Tiefe meines Unterbewusstseins stieg sie hoch, aber ich konnte sie noch nicht realisieren, obgleich eines feststand: Diese Stimme war mir bekannt.

Der Klang zumindest, auch die gewisse Brüchigkeit, die auf ein höheres Alter schließen ließ.

Ich hatte den Mann schon einmal sprechen gehört, da war ich mir sicher.

Nur lag es lange, sehr lange zurück, ich hatte ihn schon fast vergessen, wobei die Erklärung eigentlich nahe liegen musste.

Sie lag mir auch auf der Zunge. Nur wollte sie noch nicht über meine Lippen.

Der Mann seufzte noch einmal. »Kind«, sagte er nur, »Kind…«

Dann drehte er sich um.

Ich fühlte mich wie in einem Spannungsbogen gefangen. Ich wusste, dass ich in den folgenden Sekunden die Auflösung bekommen würde, und meine Spannung stieg weiter.

Die halbe Umdrehung hatte der Mann geschafft. Er hob dabei seinen rechten Arm, als könnte er sich nicht entscheiden, ob er uns zu- oder abwinken sollte.

Er drehte sich weiter.

Es war nicht so dunkel, als dass ich sein Gesicht nicht erkannt hätte. Zudem war die Haut heller als sein Mantel, und ich schaute gegen sein Profil.

Dann sah ich ihn direkt an.

Mich traf der Schlag wie ein heftiger Stromstoß. Den Rosenmann kannte ich tatsächlich. Es war kein Geringerer als Professor Chandler, der Mann, der die Magie mit der Mathematik in Einklang bringen wollte…

***

Als Sheila den Telefonhörer auflegte, zeigte ihre Stirn einige Furchen. Bill stand in der Nähe, und von der Seite her strahlte ihn das Licht einer Lampe an.

»Hat Bea Ärger und Sorgen?« Sheila hob die Schultern. »Ob sie beides hat, weiß ich nicht genau. Jedenfalls fühlt sie sich allein in ihrem Haus nicht wohl. Sie hat uns nicht direkt um einen Gefallen gebeten, aber ich hörte aus ihren Worten heraus, dass sie die Nacht nicht gern allein verbringen will. Wir sollten uns da schon etwas einfallen lassen.«

»Müssen wir das tatsächlich, Sheila?« Bill stellte die Frage leicht grinsend.

»Wieso?«

»Du hast dich doch schon entschieden. Du willst zu ihr, und ich werde dich begleiten.«

»Kannst du Gedanken lesen?«

Bill winkte ab. »Wir sind ziemlich lange verheiratet. Da weiß man, was der andere Partner will.«

»Es stimmt.«

»Außerdem hast du indirekt zugesagt. Du hast ihr doch erklärt, dass wir uns etwas einfallen lassen würden.«

»Ja, wir fahren zu ihr.«

Der Reporter deutete auf das Telefon. »Dann ruf an und gib ihr Bescheid.«

Während Sheila telefonierte, ging er in sein Zimmer und holte aus einem kleinen Tresor einen bestimmten Gegenstand hervor. Mit ihm und mit der winterlichen Kleidung für beide kehrte er in den Wohnraum zurück, wo Sheila auf ihn gewartet hatte.

»Es ist alles klar. Bea freut sich. Sie hat sich nur nicht getraut, so direkt zu fragen.«

»Das kann ich mir denken.« Er half Sheila in den wattierten Wintermantel und zog seine ebenfalls gefütterte Jacke über. Sheila, die schon hatte gehen wollen, stutzte plötzlich. Sie zeigte auf den Gegenstand, den Bill aus dem Tresor geholt hatte.

»Du willst die goldene Pistole mitnehmen?«

Der Reporter nickte.
»Aber warum?« hauchte Sheila. »Die setzt du doch nur ein, wenn es um alles oder nichts geht.«
»Das kann uns durchaus passieren, Sheila. Ich weiß nicht, was hier gespielt wird, aber ich möchte gern auf Nummer Sicher gehen, wenn du verstehst, was ich meine.«
Sheila reckte ihr Kinn vor. »Jetzt mal konkret, Bill. Was meinst du? Woran denkst du?«
»An Ärger.« Er hob die Schultern. »Wir beide wissen doch, dass dieser Fall erst am Anfang steht und wir noch schlimme Überraschungen erleben können. Deshalb möchte ich für jede Eventualität gerüstet sein.«
Die blonde Frau schloss für einen Moment die Augen. Ihr Mann konnte sich vorstellen, welche Gedanken ihr durch den Kopf gingen, denn sie war noch immer diejenige, die versuchte, sich und ihre Familie aus den schlimmen Vorgängen herauszuhalten, was ihr jedoch nicht immer gelang.
»Ja, ist schon in Ordnung. Ich hinterlasse Johnny nur eine Nachricht, dass wir eventuell erst morgen früh zurückkehren.«
»Tu das.«
Der Reporter verließ das Haus und holte den Porsche aus der Garage.
Die erste Dunkelheit hatte ihr feines Gespinst über das Grundstück gelegt, und es war abendlicher Dunst aufgestiegen, dessen hellgraue Bahnen lautlos über den Boden krochen.
Im großen Vorgarten brannten die Laternen. Buntes Laub lag auf dem Boden und glänzte, als wäre es mit einem Film aus Öl bemalt worden.
Bill wartete im Wagen. Er hatte Sheila die Tür geöffnet und schaute zu, wie sie einstieg. Sie schenkte ihm ein Lächeln, das ziemlich aufgesetzt wirkte.
Der Wagen rollte an. »Du fühlst dich nicht wohl, denke ich.«
»So ist es, Bill. Ich habe mir deine Worte durch den Kopf gehen lassen. Es stimmt, wir wissen nicht, was da noch auf uns zukommt. Ich habe den Eindruck, als würde über uns eine gewaltige Felsplatte liegen, die immer tiefer sinkt, um uns irgendwann zu erdrücken. Das alles kann böse Dimensionen annehmen.«
Bill öffnete das Grundstückstor per Fernbedienung. »Dimensionen, über die vielleicht auch Bea Quentin Bescheid weiß?«
Sheila nickte.
»Das reicht mir nicht als Erklärung.«
Sheila lehnte sich zurück. Sie schaute auf der Straße, über die der helle Lichtfleck der Scheinwerfer hinwegglitt und das alte Laub aufleuchten ließ.
»Ich glaube mittlerweile, dass uns die gute Bea etwas Wichtiges

verschwiegen hat und nun damit nicht zurechtkommt, weil ihr die Dinge über den Kopf wachsen.«

Bill warf ihr einen schiefen Blick zu. »Nimmst du das nur an, oder hast du konkrete Anhaltspunkte?«

»Beides.« Sie leckte ihre Lippen und zog sie dann mit einem feuchtigkeitsspendenden Stift nach. »Ich glaube fest daran, es aus ihren Worten herausgehört zu haben. Sie wollte nicht direkt mit der Sprache heraus, aber das werden wir noch schaffen.«

»Sicher.«

Sie schwiegen. Nach einer Weile, die Conollys hatten ihre Wohngegend bereits verlassen, sagte Sheila: »John wird inzwischen die Wachau erreicht haben.«

»Nicht nur sie, auch die Ruine.«

Sheila nickte. »Hoffentlich findet er den geheimnisvollen Rosenmann, und hoffentlich ist Suko auf der Hut und deckt ihm den Rücken.« Sie schüttelte sich, als würde sie frieren. Dann wechselte sie das Thema. »Ist dir eigentlich klar, dass wir von Bea Quentin und deren Familie so gut wie nichts wissen?«

»Genau.«

»Und das bereitet mir Sorgen. Wenn man über irgendetwas zu wenig weiß, Bill, kann man leicht in eine Falle hineintappen.«

Der Reporter nickte und streichelte Sheilas Wange. »Stimmt, aber wir werden uns vorsehen.«

Seine Frau hob nur die Schultern…

***

Irgendwie hatte ich den Eindruck, neben mir zu stehen und nicht mehr richtig in dieser Welt zu sein. Erinnerungen durchfluteten meinen Kopf, die sich einzig und allein um Professor Chandler drehten, den Mann, der in der Wachau in einem alten Schloss lebte, forschte und versuchte, die Magie und die Naturwissenschaft unter einen Hut zu bringen. Was ihm auch gelungen war, denn er hatte den Planeten der Magie damals gefunden, er hatte das Phänomen der Zeitreisen teilweise enträtselt. Er war ein Genie, zwar von seinen Kollegen nicht anerkannt und sogar verstoßen worden, was seiner Arbeit jedoch keinen Abbruch tat.

Nun stand er hier.

Nicht nur das.

Er verkaufte Rosen!

Es wollte mir nicht in den Kopf. Alles sah normal aus, aber nichts war normal, wobei ich mich davon ausnahm, denn ich sah mich in diesem Fall als normal an.

Er verkauft Rosen! dachte ich. Verdammt noch mal, ein Genie wie Professor Chandler stellt sich in eine Burgruine und bietet die Blumen

an! Das gab es nicht, das war und konnte auch nicht normal sein. Ebenso wenig wie die Rosen selbst.

Sie dufteten, sie rochen, aber sie brachten den Geruch von Tod und Verwesung mit. Vergänglichkeit, Leichen, Friedhof, das alles strömte dieser intensive Geruch aus, der alles andere überdeckte und die frischte Luft völlig ausfüllte.

»Professor Chandler«, sagte ich. Es hatte eine Weile gedauert, bis ich in der Lage gewesen war, die Worte auszusprechen.

Er schaute mich an.

Warum sagte er nichts? War es zu dunkel? Hatte er mich nicht erkannt?

Himmel, er war älter als ich. Vielleicht hatte er mich auch vergessen, was ich allerdings nicht glauben konnte. Nicht, weil ich mich für unvergesslich hielt, sondern weil wir einen sehr außergewöhnlichen Fall zusammen erlebt und gemeistert hatten.

Ich ging deshalb auf ihn zu, damit er einen Blick in mein Gesicht werfen konnte.

»Erkennen Sie mich nicht, Professor?«

Müde hob er seinen rechten Arm, wischte durch das zerfurchte Gesicht und strich seine grauweißen Haare zurück, deren untere Spitzen zu Strähnen auseinander liefen. »Ja, doch, ich – ich habe Sie schon gesehen. Es ist lange her.«

»Sicher.«

»John Sinclair, nicht?«

»Sehr gut.«

Chandler nickte. »Viel Zeit ist verstrichen. Es sind seltsame und rätselhafte Dinge geschehen. Obwohl ich lebte, habe ich es vergessen, John.«

»Wie soll ich das verstehen?«

Er hob die Schultern. »Es ist alles vorbeigerauscht…«

»Und Sie haben Ihre Forschungen eingestellt?« erkundigte ich mich.

Chandler überlegte und suchte nach einer Antwort. »Nein, das nicht. Ich habe immer weiter geforscht, denn ich wollte tiefer in die richtigen Geheimnisse dieser Welt eindringen. Sie wissen ja, wie sehr mich die Vergangenheit fasziniert hat.« Mit jedem Wort, das er sagte, kehrte wohl ein Teil seiner Erinnerung zurück. »Sie hat mich fasziniert, so sehr, dass ich von ihr besessen wurde und viele Dinge übersah.« Er nickte sich selbst zu. »Ja, so ist es gewesen.«

»Was haben Sie übersehen, Professor?«

»Mich selbst.«

»Ist das eine Antwort?«

»Ich weiß, es ist keine. Ich habe mich trotzdem selbst übersehen. Ich habe nicht auf meine innere Stimme gehört. Man soll manchmal nicht mit Dingen spielen, die besser im Dunkeln bleiben. So ist es mir

ergangen. Ich habe nicht aufgepasst und war einfach zu besessen.«

Mir war nicht klar, was er damit meinte, deshalb schwieg ich. Auch das Mädchen sagte kein Wort. Es wartete genau wie ich mit großer Spannung ab, was der Professor noch alles von sich geben würde, und er tat uns auch den Gefallen.

»Der Fluch war tief in der Vergangenheit verborgen, aber ich habe ihn hervorgeholt.«

»Aus einer anderen Welt?«

Er hob die Schultern. »Ich weiß es nicht. Vielleicht beides. Aus einer anderen Welt und einer anderen Zeit. Ich habe es nicht gewollt, aber ich habe den Rosenfluch geweckt. Ja, ich trage die Schuld daran, dass er zurückkehrte.«

»Die Blumen also sind es?«

Er nickte. »Es treibt mich immer her. Jeden Tag. Immer bei Dunkelheit, aber meine Hoffnung erfüllt sich nicht. Ich werde diesen Fluch einfach nicht los.«

Genaues wusste ich nicht über die Rosen. Es hielt mich auch niemand auf, als ich auf die kleine Wanne zuging, vor ihr stehen blieb und mich bückte. Erst dann erreichte mich die Stimme des Mädchens. »Sei vorsichtig, John, das habe ich auch getan.«

»Ich weiß.«

Der Professor stand neben mir. Er schwieg und schaute zu, wie ich die kleine Lampe aus der Tasche hervorholte, weil ich die Rosen endlich im Licht sehen wollte.

In der Dunkelheit waren die Farben nicht zu erkennen gewesen. Im kalten Licht der Lampe jedoch änderte sich einiges. Jetzt war es mir möglich, die Naturfarbe dieser seltsamen Blumen zu sehen, und ich konnte mich nur wundern.

Keine war normal.

Nicht von der Form her. Sie hatten wunderbare Blütenblätter und wirkten wie gemalt, aber alle Rosen schimmerten in einem schmutzigen Grünbraun.

Bis auf eine!

Sie war die Perle unter den Rosen. Ihre Farbe war von einem wunderschönen und kräftigen Hellblau. Sie war wie die Sonne unter den Blumen, die erste und diejenige, die alle anderen Blumen beherrschte. Ich spürte dies sehr genau, und auf meinem Rücken lief ein leichter Eisschauer entlang nach unten.

»Es ist die blaue Blume«, hörte ich den Kommentar des Professors. »Die Blume, nach der die Wanderer suchten. Die blaue Blume der Erkenntnis, der Weisheit. Blau ist das Symbol des philosophischen Geistes und des Intellekts. Ich habe die Blume gefunden, es ist eine blaue Rose.«

Ich richtete mich wieder auf. Was dieser Professor da gesagt hatte,

musste einfach unglaublich in den Ohren anderer Menschen klingen. Ich jedoch hatte mich davon befreit, etwas als unglaublich hinzunehmen. Dazu war ich schon zu oft überrascht worden. Dieses eine Wort hatte ich wirklich aus meinem Wortschatz gestrichen.

»Dann hast du sie gefunden.« Ich war in einen vertrauten Tonfall gefallen, weil mir Chandler so nahe stand.

»Es wird mir niemand glauben, John Sinclair.«

»Aber du bist nicht glücklich darüber?«

»So ist es.«

»Darf ich den Grund erfahren?«

»Die blaue Rose ist ein Fluch. Sie ist eine Todesrose, denn sie bringt Unglück. Sie ist wie ein böses Märchen. Sie lockt mit ihrer Pracht, doch wehe dem, der in ihre Nähe gerät, an ihr riechen will, um ihren Duft aufzunehmen. Da wird sie zu einer Spinne, denn derjenige, der es tut, ist in ihrem Netz gefangen. Es ist nicht nur die Blume der Erkenntnis, auch die Blume des Todes, der Rache, denn das Blut zahlreicher Menschen klebt an ihren Blättern.«

»Ich habe nichts gesehen.«

»Dann reibe ein Blatt.«

»Egal, von welcher Rose?«

»Ja.«

Ich bückte mich und rieb den Rand des Blütenblattes zwischen Daumen und Zeigefinger. Sehr samtig fühlte sich das Blatt an, dann nicht mehr, denn als ich es etwas zerrieben hatte, spürte ich sehr deutlich die etwas dicke und klebrige Feuchtigkeit an meiner Haut. Ich hob die Hand wieder an, in der Dunkelheit konnte ich jedoch nicht viel erkennen. Die Flamme des Feuerzeugs war meine Lichtquelle. In ihr sah ich, dass beide Fingerkuppen rot gefärbt waren.

»Das Blut der Rosen«, sagte Chandler, »das Blut der Opfer.«

An einem Taschentuch wischte ich die Hände wieder sauber. »Das möchte ich dahingestellt sein lassen. Es ist die eine Seite, es gibt aber noch eine zweite.«

»So?«

»Sie hängt mit dem Kind zusammen, das mich begleitet hat. Ich denke nicht, dass du es erkannt hast, aber es war schon einmal bei dir. Es hatte nur ein anderes Gesicht. Iris hat dich hier oben getroffen, sie war von deinen Blumen fasziniert, und du hast sie daran riechen lassen. Für sie war das der Anfang vom Ende, denn sie geriet in den magischen Bann der Rosen und alterte auf eine schreckliche Art und Weise. Sie ist plötzlich zu einer Greisin geworden, wobei sie nach wie vor den normalen Körper eines normalen jungen Mädchens behielt. Aber ihr Gesicht zeigte uralte Züge, ich kann das bestätigen, denn sie hat mich erst auf diese Spur gebracht.«

Chandler hatte mich ausreden lassen. Sehr langsam drehte er sich

herum und schaute Iris an.
»Du – du – kennst mich nicht mehr – oder?« fragte das Mädchen.
»Nein – ja – aber…«
»Ich habe jetzt ein drittes Gesicht. Ein Maskenbildner hat mich geschminkt.«
»Wenn du es sagst, glaube ich es, Kind.«
»Musst du auch, Professor«, sagte ich, »aber das Problem ist nach wie vor nicht gelöst.«
Er schaute mich skeptisch an. »Ich kann dir nicht helfen.«
»Da bin ich mir nicht sicher. Mich würde interessieren, wie es geschehen konnte, dass dieses Kind auf so schreckliche und unnatürliche Art und Weise alterte. Es muss etwas mit deinen Rosen zu tun gehabt haben.«
»Ja, es ist der Fluch.«
»Wie sieht der genau aus?«
Er hob die Schultern. »Ich kann es dir nicht sagen, John. Es ist die blaue Blume, die aus der Vergangenheit stammt.«
»Aus welcher Zeit?«
»Du weißt, wer hier gefangen gehalten wurde?«
»Richard Löwenherz.«
»Ja, er ist es gewesen, er muss es gewesen sein. Die Blume habe ich hervorholen können. Ich habe den Schnittpunkt der Zeiten errechnet, ich habe die Vergangenheit wieder lebendig werden lassen und die Blumen mitgebracht. Aber ich ahnte nicht, zu was sie fähig sein, welch eine monströse Kraft in ihnen steckt. Eine Kraft, die stärker und mächtiger ist als die meine, deshalb habe ich mich auch nicht getraut, sie zu zerstören. Sie enthält eine Magie, die Menschen altern lässt. Das ist so, das wird auch immer so bleiben.«
»Nur altern?«
Er schaute zu Boden.
Da wusste ich, dass er log. »Bitte, Professor. Was oder welche Eigenschaften hat die Blume noch an sich?«
»Sie verändert. Sie kann aus Menschen auch andere Personen machen. Das Kind hat sie altern lassen, aber bei Erwachsenen ist es möglich, dass sie anders auf sie wirkt.«
»Wie denn?«
»Durch Verwandlung.«
Ich ärgerte mich darüber, dass ich nur so knappe Antworten erhielt, und wollte mehr wissen. »Kann es sein, dass du schon die Verwandlung einer zweiten Person erlebt hast?«
»Es stimmt.«
»Wer war sie?«
»Ein Mann.«
»Seinen Namen will ich hören.«

»Ich kenne ihn nicht, aber er war hier. Er hat mich hier ebenfalls getroffen…«
»Es war mein Daddy!«

***

Wie die Klinge eines Schwertes hatte sich etwas zwischen den Professor und mich geschoben. Einen Satz nur hatte die kleine Iris gesprochen, aber der hatte mir ausgereicht.
Ihr Vater also!
Ich drehte mich langsam um. Eine Gänsehaut lag auf meinem Gesicht.
Iris nickte mir zu. Sie bewegte nur ihren Kopf, der Rest des Körpers schien eingefroren zu sein.
»Wirklich dein Vater?« flüsterte ich.
»Ja, John. Er war auch hier.«
»Du hast mir nichts gesagt.«
»Ja, das ist so…«, sie bewegte ihren Fuß und strich mit der Sohle schleifend über den Boden. »Das ist alles ganz komisch gewesen, John, ehrlich.«
»Wie komisch?«
»Als ich gerochen habe, tauchte mein Daddy auf. Er ist mir nämlich nachgelaufen, weißt du?«
»Das ist klar. Weiter, Iris, was geschah dann?«
»Na ja, er sah die Blumen, er hat mich gesehen, hat mich gefragt, ich habe ihm alles gesagt, und dann hat er sich gebückt und auch daran gerochen.«
Ich fragte Chandler. »Stimmt das, was das Mädchen sagt?«
»Es ist wahr.«
»Und was geschah weiter?« wollte ich wissen. Meine Stimme zitterte ein wenig, ich war plötzlich aufgeregt.
»Sie sind gegangen?«
Ich schaute zu Iris hin. Die hatte genau zugehört und nahm den Faden wieder auf. »Das stimmt, wir sind gegangen. Es war unser letzter Tag hier. Wir sind wieder zurück nach London gefahren, und dort habe ich mich dann verändert.«
»Alles klar, das kenne ich ja. Aber was ist mit deinem Vater geschehen?«
Iris senkte den Kopf. »Ich kann es dir nicht sagen, weil ich es nicht weiß.«
Diese Antwort reichte mir nicht, und ich hakte nach. »Du bist aber mit ihm nach Hause geflogen.«
»Und mit Mum.«
»Und bei euch in London? Wie ging es da weiter?«
»Ich – ich bekam ein altes Gesicht.«

»Nur du?«
»Kann sein.«
»Was war mit deinem Vater?«
»Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Er war weg, John, einfach verschwunden.«
Ich wusste, dass mir Iris die Wahrheit gesagt hatte. Unser Verhältnis war einfach zu gut, als dass sie mich angelogen hätte. Aber Chandler musste doch wissen, was geschehen war. An ihn richtete ich mich danach. Er hatte bereits auf meine Frage gewartet und gab die Antwort, noch bevor ich zu sprechen begonnen hatte. »Ich kann dir nicht helfen, John, wirklich nicht. Es geht nicht. Ich kenne die Rosen nicht gut genug. Ich kenne ihr ganzes Geheimnis nicht. Es ist alles so geheimnisvoll. Verborgen in der Tiefe der Vergangenheit, und ich kann wirklich nicht sagen, wie die Rosen bei verschiedenen Menschen reagieren. Bei Erwachsenen möglicherweise anders als bei Kindern.«
»Du meinst also, dass er nicht so gealtert ist wie seine Tochter?«
»Aber es muss etwas mit ihm geschehen sein«, sagte ich, »sonst wäre er doch, nicht verschwunden.«
Chandler hob die Schultern.
Ich wusste nicht, ob er nicht konnte oder nicht wollte. Es war alles sehr verzwickt. Eine »Auskunft« hätten mir nur die Rosen selbst geben können.
»Wer hat noch an ihnen gerochen?« wollte ich wissen.
»Keiner, John.«
»Nur Vater und Tochter?«
»Das sagte ich.«
»Ich wollte nur auf Nummer Sicher gehen. Fest steht jedenfalls, dass es die Rosen sind, die für die Verwandlung sorgen. Todesrosen. Irgendetwas steckt also in ihnen.«
»Es muss so sein.«
»Und du hast nicht versucht herauszufinden, was es sein kann?«
»Ich versuchte vieles. Ich habe sie nur aus der Vergangenheit geholt, aber ich habe nicht damit gerechnet, dass derartige Kräfte in ihnen stecken. Ich bin – ich bin – entsetzt, traurig…«
»Schon gut, Professor«, sagte ich. »Wenn zwei es versucht haben, kann es auch eine dritte Person wagen.«
Er wusste sofort, was ich damit meinte. »Du willst es…?«
»Natürlich. Wer sonst?«
»Aber wenn du auch…«
»Ich gehe das Risiko ein. Erinnere dich daran, dass ich schon einmal einen Schutz bei mir hatte.«
»Das Kreuz?«
»Ja.«
Schnaufend holte Chandler Luft. Er war verlegen, er wusste nicht,

was er tun sollte, ich aber achtete nicht mehr auf ihn und benötigte nur einen großen Schritt, um die Wanne mit den Blumen zu erreichen…

***

Auch wenn ich einen Erfolg herbeisehnte, ich überstürzte nichts. Sehr gemächlich zog ich an der Kette und spürte, wie das Kreuz an meiner Brust in die Höhe rutschte. Es glitt aus dem Ausschnitt hervor, und ich war froh, als es frei lag.

Ich drehte mich um.

Chandler und Iris standen dicht beisammen. Ihre Blicke galten einzig und allein mir.

»Okay«, sagte ich und bückte mich. Dabei sollte es nicht bleiben, weil mir eine derartige Haltung zu unbequem war. Deshalb kniete ich mich vor dieser kleinen Wanne auf den harten Boden.

Ich senkte den Kopf.

Der schon einmalige Duft der Rosen wehte mir entgegen. Mir schien es, als hätte mir jemand den Geruch mit einem Tuch entgegengewedelt. Ich konnte mich ihm nicht entziehen, er hüllte mich förmlich ein, da er mir von zwei Seiten entgegenwehte.

Ich starrte die Blumen an, sah sie trotz der Dunkelheit sehr deutlich, aber dieses Bild blieb nicht, denn die zahlreichen Blüten verschwammen vor meinen Augen. Sie lösten sich nicht auf, sie gingen nur ineinander über, und ich konnte nichts anderes tun, als mich einzig und allein auf den Duft zu konzentrieren.

Er war beherrschend. Ich hatte keine Chance mehr, mich diesem intensiven Aroma zu entziehen. Es drang nicht nur durch meine Nasenlöcher oder den Mund, jede Pore meines Gesichts wurde davon überschwemmt, und ich hatte das Gefühl, als wäre mein Körper leichter geworden.

Weit hielt ich die Augen offen.

Noch immer sah ich die blaue, so intensiv duftende Rose. Sie beherrschte alles. Mein Blick konzentrierte sich zwangsläufig auf ihr Zentrum, und plötzlich war da kein Hindernis mehr. Keine Blätter, die dicht zusammenlagen, ich konnte in den Blütenkelch hineinschauen, als wäre er ein Tunnel.

Ich sah sogar etwas.

Ein Bild.

Ich hörte Stimmen.

Ich sah diese Umgebung hier, aber um Jahrhunderte zurückversetzt. Es war ein wahnsinniges Gefühl, das alles andere überschwemmte, bis das Bild von einem Moment zum anderen wechselte.

Eine gelbe Knochenhand erschien.

Ein skelettierter Arm ebenfalls.

Und die Hand hielt einen Dolch mit langer Klinge umklammert. Ich sah ihn, ich sah die Spitze, das Blut an der Waffe, und ich bekam mit, wie er nach unten raste.

Genau schräg auf mein Gesicht zu…

ENDE des ersten Teils